

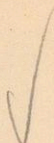
Unsere Diozese in Vergangenheit u. Gegenwart.

14. (1940.)

NLB Hannover/ZB

35

021 151 849



127

Der Engel des Herrn



Mariä Verkündigung
am N.-W.-Portal des Hildesheimer Domes

C

1938

**Unsere Diözese
in Vergangenheit und Gegenwart**

**Zeitschrift
des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim**

*

Heft 1

14. Jahrgang

1940

Der Engel des Herrn

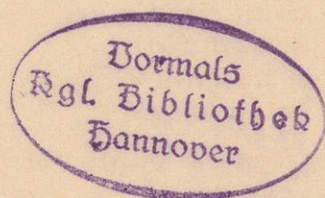
Eine Studie über religiöses Brauchtum

Von

Udalbert Schiel,
Rektor in Hildesheim.

Druck und Kommissionsverlag
Franz Borgmeyer · Buchhandlung · Hildesheim

(1940)



Dreimal am Tage, morgens, wenn der aufsteigende Sonnenball mit seinen ersten Strahlen die Kuppen der Berge vergoldet, mittags, wenn er Feld und Flur, Stadt und Dorf mit gleißendem Lichte übergießt, und abends, wenn sein letztes Leuchten noch einmal alles in einen goldigen Schimmer taucht, ertönt die Angelusglocke wie ein Klang aus Himmels Höhen und schickt aus dem stillen Dorf und der geräuschvollen Stadt ihre Tonnellen in den weiten Weltenraum.

I. Die Angelusglocke eine Künderin der tiefsten Geheimnisse unserer heiligen Religion.

Die Menschheit hält den Atem an, wenn dieser Schall, wie ein Ruf aus einer anderen Welt, ihr Ohr trifft. Drei Glockenschläge in kurzen Abständen, nach etwas längerer Pause die Dreizahl im ganzen dreimal wiederholt, künden ihr immer wieder den Angelpunkt und das tiefste Geheimnis unseres Glaubens:

Die Menschwerdung des Gottessohnes.

„Gott, der Vater, ließ sich rühren,
daß er uns zu retten sann,
und den Ratschluß auszuführen,
bot der Sohn sich selber an.
Schnell flog Gottes Engel nieder,
brachte diese Antwort wieder:
„Sieh', ich bin des Herrn Magd,
mir gescheh', wie du gesagt!“¹⁾

Gleichzeitig offenbart die Botschaft des Engels Gabriel aber auch das Geheimnis des dreipersönlichen Gottes.

Der allmächtige Gott, der im Alten Bunde immer nur als der Eine erscheint, sendet seinen Boten zu der allerseligsten Jungfrau und läßt ihr verkünden, daß das Heilige, das aus ihr geboren werden soll, Sohn Gottes genannt wird. Auf Mariens demüthige Frage, wie das geschehen wird, vollendet sich die Offenbarung der allerh. Dreifaltigkeit, da der Engel spricht: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöch-

¹⁾ Zweite Strophe des Adventsliedes: „Tauet, Himmel, den Gerechten!“ Nach dem Rath. Gesang- und Gebetbuch für die Diözese Limburg. 1897.

sten wird dich überschatten.“ (Luk. 1, 35.) Damit kommt in der biblischen Erzählung von der Verkündigung der Geburt Jesu „das Geheimnis Gottes zum Abschluß, indem sie den Hl. Geist als dritte göttliche Person zum ersten Male klar in die Menschengeschichte einführt.“²⁾ „Das Christusgeheimnis führt uns damit gleichzeitig hinauf zum höchsten aller Geheimnisse, zum Geheimnis des innersten Lebens Gottes selbst, der heiligsten Dreifaltigkeit.“³⁾

Aufs innigste sind die Geheimnisse der Menschwerdung und der allerheiligsten Dreifaltigkeit in dieser biblischen Erzählung miteinander verbunden. „So ist wechselseitig und vollendet beides aneinander gebunden. Man kann die Menschwerdung nicht künden ohne die Dreifaltigkeit; man kann aber auch die Dreifaltigkeit nicht glauben und künden ohne die Menschwerdung.“⁴⁾

Maria Gottesmutter und Jungfrau.

Die Jungfrau und Gottesmutter ist „so unmittelbar an diesem ganzen Geheimnis beteiligt, daß es sich in ihr lebendig offenbaren muß, ja, daß sie — man darf das kühne Wort wagen — geradezu ein Teil davon wird. Denn, daß sie Mutter ist, und daß sie Jungfrau blieb — beides zusammen, wie es nicht mehr zu trennen ist — ist ein wesentlicher Teil dieser Offenbarung Gottes, nicht mehr zu trennen von der Menschwerdung und nicht mehr von der Dreifaltigkeit. In ihr trifft dies alles zusammen, daß es unmöglich ist, ihre jungfräuliche Mutterschaft zu erfassen und zu bekennen, ohne damit zugleich die Menschwerdung und die Dreifaltigkeit Gottes gläubig anzunehmen. Die kürzeste Formel für das Bekenntnis des Glaubens an den dreifaltigen Gott und an den Gottmenschen ist das Bekenntnis zu ihrer jungfräulichen Mutterschaft.“⁵⁾

So könnte das erste Trio der Anschläge der Angelusglocke der allerheiligsten Dreifaltigkeit, das zweite Trio der Menschwerdung und das dritte Trio der jungfräulichen Gottesmutter gelten.

II. Gebet beim Läuten der Angelusglocke.⁶⁾

Ein Dreiklang ist das Gebet, das wir seit zwei Jahrhunderten beim Läuten der Angelusglocke zu beten gewohnt sind.

1. Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, und sie empfing vom Heiligen Geiste.

2. Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Wort.

²⁾ Dillersberger, Joseph: Lukas. Das Evangelium des hl. Lukas in theolog. u. heilsgeschichtlicher Schau. I. Band: Maria. Salzburg-Leipzig, 1939. S. 147.

³⁾ Lang, Hugo, O. S. B., Der Engel des Herrn. München 1936. S. 100.

⁴⁾ Dillersberger, a. a. D. S. 150.

⁵⁾ Dillersberger, a. a. D. S. 153.

⁶⁾ Text nach dem Katholischen Katechismus für die Diözese Hildesheim. 1925.

3. Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.

Jedem der drei Gesetze folgt ein Begrüßet seist du, Maria!

Angefügt wird die feierliche *D r a t i o n* aus der Lauretanischen Litanei:

V Bitte für uns, o hl. Gottesgebärerin!

R Auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi.

L a s s e t u n s b e t e n : Wir bitten dich, o Herr, gieße deine Gnade in unsere Herzen ein; durch die Botschaft des Engels haben wir die Menschwerdung Christi, deines Sohnes, erkannt. Führe uns durch sein Leiden und Kreuz zur glorreichen Auferstehung. Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

„In diesem Gebete ist ebenso kurz wie klar und herzergreifend alles zusammengefaßt, was wir vom Leben Christi, vom Leben Mariä, was wir vom Sinn eines jeden Christenlebens denken sollen.“⁷⁾

Eingedenk der Gemeinschaft der Heiligen vergessen wir am Schluß des „Engel des Herrn“ aber auch unsere lieben Toten nicht. Wir bitten, daß sie bald der Anschauung Gottes theilhaftig werden mögen:

„O Herr, gib den Seelen der abgestorbenen Christgläubigen die ewige Ruhe! Und das ewige Licht leuchte ihnen! Laß sie ruhen in Frieden! Amen.“

Mit den Heiligen des Himmels und uns, die wir als Pilger erst noch dem ewigen Ziele entgegenstreben, gehören auch unsere Verstorbenen zum Leibe Christi. Sie, die für sich selbst nichts Verdienstliches mehr tun können, warten auf unsere Hilfe, und wir vergessen ihrer nicht. Wenn sie am Throne Gottes angelangt sind, werden sie auch uns nicht vergessen. „So stehen wir alle in einer einzigen unsagbaren Herrlichkeit: so ist unsere Kirche nichts anderes als der fortlebende Christus.“⁸⁾

Vom Karfreitag bis zum Samstag nach Pfingsten einschließlicb betet man beim Angelusläuten stehend, statt des „Engel des Herrn“, die folgende Antiphon:

Regina coeli.

Freue dich, du Himmelskönigin! Alleluja!

Den du zu tragen würdig warst, Alleluja!

Er ist auferstanden, wie er gesagt hat, Alleluja!

Bitt' Gott für uns! Alleluja!

V Freu' dich und frohlocke, Jungfrau Maria! Alleluja!

R Denn der Herr ist wahrhaft auferstanden, Alleluja!

L a s s e t u n s b e t e n : O Gott, du hast durch die Auferstehung deines Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, die Welt erfreuen wollen; wir bitten dich, laß uns durch seine Mutter, die Jungfrau Maria, die Freuden des ewigen Lebens erlangen. Durch denselben Christus, unsern Herrn. Amen.

⁷⁾ Lang, a. a. D. Seite 101.

⁸⁾ Lang, a. a. D. S. 83.

III. Geschichtliche Entwicklung des religiösen Brauchtums, zum „Engel des Herrn“ zu läuten und bei diesem Läuten zu beten.

Man könnte meinen, ein Gebet von solch tiefem Gehalt müsse in die ältesten Zeiten des Christentums zurückreichen. Wäre es doch, wie kein anderes, geeignet gewesen, den Gläubigen die Hauptwahrheiten des christlichen Glaubens immer und überall vor Augen zu führen und zugleich Christi Gebot zu erfüllen, „allzeit zu beten und nicht nachzulassen.“ (Luk. 18, 1.)

Das ist aber nicht der Fall.

Glockenruf und Gebet haben in diesem Falle, beide getrennt, ihren eigenen Entwicklungsgang und vereinigen sich erst verhältnismäßig spät zu einer innigen Harmonie.

1. Der Glockenruf zum Lobe Gottes.

Ein Glockenzeichen konnte erst dann in Frage kommen, als die Kunst des Bronzegusses eine solche Entwicklung genommen hatte, daß die Herstellung größerer Klangkörper in Glockenform überhaupt möglich war.

Wenn Stephan Beißel⁹⁾ sagt: „Die Kunst ist geboren an den Stufen der Altäre. Dort wird sie im Christentum wiedergeboren. Sie wuchs an ihnen auf wie der Rosenstrauch am Marienaltar in Hildesheim“, so gilt dies auch für die Kunst des Glockengusses.

Die erste Herstellung von Glocken für kirchliche Zwecke liegt noch immer im Dunkeln. Die Annahme, daß der Bischof Paulinus von Nola (409—431) der Erfinder der Glocken sei, ist nicht erwiesen. Doch hat die Deutung des Abtes Walafried Strabo von Reichenau (806 bis 849), der die Glocke (lat. campana) mit der italienischen Landschaft Campanien in Verbindung bringt und Italien das Land der Kirchenglocken nennt, viele Freunde und Anhänger gefunden, zumal eine große Glocke campana und eine kleine nola genannt wurde, und Campanien mit seiner rötlich-schwarzen Erde (für die Glockenform) und seinem Kupfererz (für die Glockenspeise) die besten Voraussetzungen für den Glockenguß bot. Doch könnte dem gelehrten Abt für seine Deutung campana = Glocke (von Campanien hergeleitet), die Analogie kypros (lat. cuprum) = Kupfer, abgeleitet von dem Namen der Insel Cypern, die im Altertum das beste Kupfer lieferte, ebenso gut Wegweiser gewesen sein.

„Die Ausdrücke: campana (große Glocke) und nola (kleine Glocke) sind neben dem allgemeinen Namen signum später in den amtlichen Sprachgebrauch der Kirche übergegangen.“¹⁰⁾

⁹⁾ Beißel, Stephan, S. J. Geschichte der Verehrung Marias im 16. und 17. Jahrhundert. Freiburg. 1910. S. 3.

¹⁰⁾ Walter, Carl. Glockenfunde. Regensburg u. Rom. 1913. S. 23.

Vor dem 7. Jahrhundert sind Glocken für kirchliche Zwecke kaum in Gebrauch gekommen und wohl zunächst nur, um die kirchlichen Tageszeiten (*horae canonicae*) anzuzeigen.

Papst Sabinianus (604—606) ordnet das ausdrücklich an: „ut horae diei per ecclesias pulsarentur“, = daß die Tageszeiten durch die Kirchen laut angeschlagen würden.“

Die ersten Glaubensboten, die aus England und Irland nach Deutschland kamen, brachten von dort auch den Gebrauch der Glocken mit. Dr. Wasserzieher¹¹⁾ meint, daß wahrscheinlich sogar der deutsche Name: „Glocke“ dem Keltischen entsamme. Tatsächlich weist Krauße¹²⁾ den wälischen Namen *cloch* für Felsen nach. Wenn das zuträfe, dann hätte der Große Glockner in den Alpen seinen Namen nicht von der Form der Glocke, sondern umgekehrt wäre die Bezeichnung der Felsform zum Namen für Glocke geworden. Auch Jakob Grimm bleibt es fraglich, ob wir die Heimat der Glocke im Norden, in England, oder im Süden, in Italien, zu suchen haben.

Für Glocke haben wir irisch den Namen *clog*, angelsächsisch *cluce* alt-hochdeutsch *glocka*, mittelhochd. *glogge*, englisch *clock*, frz. *cloche*, dänisch *klokke*, schwedisch *klokka*. Das ahd. *clochon* bedeutet: klopfen, anschlagen.

„Der Abt Gutbert von Wearmouth, ein Schüler des hl. Benediktiners *Veda Venerabilis* (673—735), übersandte 786 dem Bischof Kullus von Mainz († 786) u. a. auch eine Glocke (*clocam qualem ad manum habui*)“¹³⁾ = Ich habe eine Glocke in jeder Hand.

Unter *Thabannus Maurus*, dem *praeceptor Germaniae* († 856), wurden in der Abtei Fulda Glocken für die Mission in Schweden gegossen.

Der Bischof Azelin von Hildesheim (1044—1054) beschaffte für den Hildesheimer Dom eine Glocke, die den Namen *Cantabona* erhielt und fast 100 Zentner schwer war. Sie zersprang i. J. 1590.

Im Jahre 1278 goß Meister Dietrich (Tidericus) eine 38 Zentner schwere Glocke für die Kirche in Lühnde, im heutigen Landkreis Hildesheim, die 1859 umgegossen wurde. — Die Bilder und Inschriften, die sie zierten, gravierte der Pfarrer Hermannus.

Alle Glocken der Frühzeit hatten den hauptsächlichsten Zweck, die Gläubigen zum Gotteshause zu rufen, sie zum Gottesdienste und zum Gebet einzuladen. Daneben erklangen sie noch bei kirchlichen Prozessionen und anderen feierlichen Aufzügen und jubelten Gottes Lob und Preis hinaus in Dorf und Stadt. Sie waren aber auch gleichsam Gottes Stimme selbst, nach Psalm 28, 4: „*Vox Domini in virtute, vox Domini in magnificentia*“, „Die Stimme

¹¹⁾ Wasserzieher, Dr. Woher? Berlin 1918.

¹²⁾ Krauße. Die keltische Urbewölkerung Deutschlands. Leipzig. 1904.

¹³⁾ Walter, a. a. D. S. 24. (Das Wort Glocke ist in dem Worte *clocam* latinisiert.

des Herrn ertönt mit Kraft, die Stimme des Herrn in Herrlichkeit!“ Und so wurden sie Prediger und Mahner zum sursum corda, der Erhebung der Herzen zum allmächtigen Gott.

2. Der Glocken Ruf zu irdischem Dienst.

Die Glocken der Kirchen und Klöster dienten aber nicht nur dem Lobe Gottes; sie liehen ihre ehernen Zungen auch irdischem Dienst.

Eine Glocke des Großmünsters in Zürich aus dem Jahre 1262 trug schon die Inschrift: Pulsor pro signis Messe popularis et ignis = „Ich werde geläutet für die Zeichen der Pfarrmesse und des Feuers.“¹⁴⁾ Hier ist neben dem religiösen schon ein bürgerlicher, ein weltlicher Zweck angegeben, dem die Glocke dienen soll.

Das Gleiche ist der Fall bei einer Glocke der St. Georgskirche zu Hagenau¹⁵⁾ im Elsaß aus dem Jahre 1268. Dort lautet die Inschrift: Coetum voco, nuncio festa, pando fori gesta, produco funera maesta = „Ich rufe zur Versammlung, verkünde die Feste, eröffne die Jahrmärkte, führe hinaus die traurigen Begräbnisse.“

Einen hochwichtigen nationalen und sozialen Dienst übernahmen die Glocken, wenn sie im Mittelalter den Feuerabend einläuteten. Wenn der Schall der Abendglocke erklang, dann mußten in den Häusern von Dorf und Stadt die glühenden Kohlen in den Herden sorgsam mit Asche bedeckt werden, damit nicht bei Wind und Sturm oder auch durch Unvorsichtigkeit ein vorwitziges Fünklein seinen Kerker verließ und einen Brand entfachte, der nicht nur Stall und Scheune, Haus und Speicher vernichtete, sondern oft ganze Straßenzellen, ja ganze Dörfer und Städte in Schutt und Asche legte und sämtliche Habe vernichtete.

Wir brauchen nur an den furchtbaren Brand zu denken, der die Stadt Hildesheim im Jahre 1046 fast vernichtete, die Stadt, die unter St. Bernward und St. Godehard so herrlich aufgeblüht war. „Am 23. März 1046 brach in einem heizbaren Gemache der Domgeistlichen Feuer aus. Der Dom, die Klostergebäude des Klerus, die von Godehard an der Südseite des Domes errichtete Kirche nebst den anliegenden Wohngebäuden und ein großer Teil der nahe dem Domhügel erblühenden Stadt fielen dem Brande zum Opfer.“¹⁶⁾ Am 1. August 1525 zerstörte ein Brand von gewaltiger Ausdehnung 114 Häuser der Neustadt.¹⁷⁾ Anderwärts trafen Dörfer und Städte gleiche Schicksalsschläge.

Solchem Unglück zu begegnen, diente schon im frühen Mittelalter das Feuerabendläuten.

¹⁴⁾ ¹⁵⁾ Walter, a. a. D. S. 185.

¹⁶⁾ Bertram, Geschichte des Bistums Hildesheim. I. S. 102.

¹⁷⁾ St. Bernwardskalender 1936. S. 88.

Die Mahnung, Feuer und Licht zu bewahren, klang noch am Ausgange des 19. Jahrhunderts in dem Spruche der Nachtwächter in Dorf und Stadt wieder, wenn sie am Schlusse jeder Nachtstunde nach einem Hornruf sprachen oder sangen:

„Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen:
Die Glocke hat (10, 11, 12 usw.) geschlagen.
Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
Daß eurem Hause kein Schaden geschieht!“

Vom „Abendläuten“ wird u. a. auch aus der Hildesheimer Neustadt berichtet.¹⁸⁾ Dort läutete der Türmer von St. Lambert, im Volksmunde als „Tornemann“ bezeichnet, im Mittelalter die Abendglocke. Über Zeit und Dauer dieses Läutens, das sicher das alte Feuerläuten war, erfahren wir Näheres,¹⁹⁾ als 1807, zur Zeit der sogenannten Aufklärung, eine Anzahl neustädtischer Kleinbürger, um ihre Übereinstimmung mit dem Geiste der Zeit zu beweisen, beim Magistrat den Antrag stellten, dieses „unnütze und weinerliche Läuten“ einzustellen. Der städtische Archivar Hühne wird vom Magistrat mit der Ausarbeitung eines Gutachtens beauftragt und schreibt: „Seit vielleicht langen Jahrhunderten und somit seit „grauer Vorzeit“ wird abends um 8 Uhr vom Michaelistage bis zum Ostermontag vom Lambertikirchturm geläutet, woher aber der Brauch rührt, weiß ich nicht.“ Die Zeitangabe: „vom Michaelistage bis zum Ostermontag“ bestätigt meine Annahme, daß es sich bei diesem Brauch um das alte Feuerabendläuten handelt; denn gerade im Winter war die Feuergefährdung in den vorzugsweise aus Holzwerk errichteten Gebäuden wegen der vermehrten Heizung besonders groß. Die „aufgeklärten“ Neustädter erreichten 1807 ihren Zweck nicht; aber im Jahre 1872 verstummte die Abendglocke der Neustadt, „zum Bedauern vieler“, für immer.

Das Feuerabendläuten machte aber auch dem mittelalterlichen Tagewerk ein Ende. Still wurde es in Haus und Werkstatt, in Straßen und Gassen.

Der „Feuerabend“ wurde zum „Feierabend“.

Man hatte an den langen Abenden, bei Kienspan oder Kerzen, ganz besonders aber im Dunkeln, Muße genug, jetzt auch seine Tagesarbeit zu überschauen, sich seines Schaffens zu freuen und für den morgigen Tag Neues zu planen. Sicher haben auch gar manche in diesen besinnlichen Stunden ihre Gedanken zu Gott emporgehoben, dem Geber alles Guten, ihm aus vollem Herzen für seine Vatergüte gedankt und sich und ihre Habe für die Nacht

¹⁸⁾ Gebauer, J. H. Geschichte der Neustadt. 1937. S. 161.

¹⁹⁾ Gebauer, J. H. Ausgewählte Aufsätze zur Hildesheimischen Geschichte 1938. S. 218.

seinem Schutze anbefohlen. „Ein andächtiges Vater unser, der du bist in dem Himmel!“ stieg über irdische Arbeit und irdische Not hinauf zum Zelte des Allerhöchsten. Dann konnten sich die müden Augenlider sorglos schließen.

So mag das Abendläuten, ohne Anordnung und Gebot, von ganz allein zu einem Gebetsläuten geworden sein.

3. Das Abendläuten wird zum Aveläuten.

Das bürgerliche Abendläuten fiel wahrscheinlich anfangs — vor allem in den kurzen Tagen des Herbstes und des Winters — mit dem Glockenruf zusammen, der die Mönche in den zahlreichen Klöstern zur Komplet in dem Chor der Klosterkirchen sammelte.

„Der frommgläubige Sinn unserer Väter fand in diesem unscheinbaren Anlaß sogleich die Brücke zu einer großen Glaubenserinnerung. Es war „der Abend der Welt“ gekommen; die Welt war „vergreift“, so sagen die Väter, als der ewige Sohn herabstieg von seinem Thron, um ihr neues Leben, neue Jugend zu bringen. Darum hat jene Zeit immer geglaubt, es müsse auch eine Abendstunde gewesen sein, in der der Engel Gabriel zu Maria in die stille Kammer trat, um sie zu grüßen.“²⁰⁾

Der Kanon der Gebete, der anfangs für das des Lesens meist unfundige Volk nur aus dem Vater unser und dem Credo bestand, weil nur deren Wortlaut ihm auch in der Muttersprache geläufig war, vermehrte sich im 13. Jahrhundert um das Ave Maria, das gleichfalls in der Muttersprache gelernt und gebetet wurde.

Schon 1234 finden wir des Gebetes Anfang: Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum, in lateinischer Sprache als Glockeninschrift auf einer Glocke des Klosters Helfta²¹⁾ bei Eisleben, in der heutigen Provinz Sachsen. Dieses Gebet bestand zu der Zeit nur aus dem Engelsgruße und den Worten der hl. Elisabeth: „Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade; der Herr ist mit dir; du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes.“ Erst Papst Urban IV. († 1264) fügte die Worte bei: „Jesus Christus“.

In der letzteren Form, aber mit dem Zusatz: Amen, finden wir es auf der sogenannten „Katechismustafel“, die der Kardinal Nikolaus von Cusa, der i. J. 1451 als päpstlicher Legat in Deutschland weilte, bei seinem Aufenthalte in Hildesheim in der Lambertikirche anbringen ließ. Die Tafel befindet sich heute im Römermuseum in Hildesheim.²²⁾

²⁰⁾ Lang, a. a. D. S. 14.

²¹⁾ Im Kloster Helfta war die hl. Seherin Gertrud v. Helfta 40 Jahre Äbtissin und starb dort 1334.

²²⁾ Weißel, a. a. D. S. 5.

²³⁾ Unsere Diözese. 10. Jahrgang 1936. 1. Heft. S. 30.

Die Anrufung Marias als Patronin eines guten Todes geschah 1493 in der heute im Brevier stehenden und fast allgemein üblichen Form, noch ohne das Wort „Sünder“, in einer Verordnung des Erzbischofs von Mainz, *Bertold von Henneberg*. Diese Verordnung besagt auch, *Alexander VI.* († 1503) habe den zweiten Teil verfaßt und durch einen Ablass bereichert.“²⁴⁾

Schon 1250 veranlaßte der hochangesehene Franziskaner *Benedikt Sinigardi* seine Mitbrüder in *Arezzo* nach der Komplet die Antiphon zu singen: „Der Engel sprach zu Maria: Begrüßet seißt du...!“

Zum ersten Male wurde das Abendläuten von dem Franziskanerorden in Beziehung zur Gottesmutter gesetzt.

Das Brevier des Ordens schreibt dem hl. *Bonaventura* (1224 bis 1274) die Einführung des Brauches zu, des Abends beim Zeichen der Glocke dreimal den Englischen Gruß zu beten: *Plura ab eo instituta quae ad agendum Dei et Deiparae cultum pertinerent. In his ut ad campanae pulsum sub noctem ter verbis angelicis Virgo salutaretur.*“²⁵⁾ „Auf ihn gehen mehrere Einrichtungen zurück, die der Verehrung Gottes und der Gottesgebärerin dienen sollten; unter diesen die, daß beim Anschlag der Glocke in der Abenddämmerung die Jungfrau dreimal mit den Worten des Engels begrüßt werden sollte.“

Wie der große Kirchenlehrer *St. Bonaventura*, der *Doctor Seraphicus*, dieser glühende Verehrer der Gottesmutter, dazu gekommen sein mag, seinen Ordensbrüdern das Beten von drei Ave Maria beim Abendläuten der Komplet vorzuschreiben, und damit das große Geheimnis der Menschwerdung zu verehren, ist in feiner und ergreifender Weise in einem Aufsatz der „*Hoffnung*“²⁷⁾ geschildert:

„Ave Maria!“

„In Wehestimmung, wie auf ein Bild seiner innigstgeliebten heimgegangenen Mutter, schaut der große Kirchenlehrer *Bonaventura* auf eine lebensvolle Statue der Schmerzensreichen, von der Meisterhand eines Sünners des hl. *Franziskus* geschaffen.

²⁴⁾ Weißel, a. a. D. S. 12/13.

²⁵⁾ Weißel, a. a. D. S. 17.

²⁶⁾ Eßer, Thomas, O.Pr. Das Ave-Maria-Läuten und der „Engel des Herrn“. Histor. Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. XXIII. München. S. 30.

²⁷⁾ „Hoffnung“. Das Wochenblatt für jeden. 13. Jahrg. Nr. 37. 1939. Einzelpreis 2 Pfg. Johannesbund. Leutesdorf.

Bei dieser Gelegenheit sei die zeitgemäße und billige Zeitschrift mit ihrem packenden Inhalte aufs beste empfohlen. In keinem Schriftenstande unserer kath. Kirchen sollte man sie vergeblich suchen. (Der Verfasser.)

Ihm ist, als spräche die Pieta nur vom bitteren Leiden ihres göttlichen Sohnes, schweige demütig von eigener, blutender Not. Bonaventura aber lauscht mit der Seele, erfährt, wie nie, in dieser Stunde die stille Größe der Auserwählten von Nazareth.

Er sieht die Magd Gottes im Stalle zu Bethlehem — auf der Flucht nach Aegypten — drei qualvolle Tage den Jesusknaben suchen. Er hört ihre selbstlose Fürbitte bei der Hochzeit zu Kana, erblickt sie schmerzgemartert dennoch aufrecht unter dem Kreuze, qualzerrissen mit dem Leichnam des geliebten Sohnes auf dem Schoße. Durch eine Welt höchster Freude, tiefsten Leides war sie gegangen. Sieben Schwerter durchdrangen ein Mutterherz. Übergewaltig wird in Bonaventura das Gefühl der Dankbarkeit für solch unsäglich opfervolle Schenkbereitschaft.

Nicht länger duldet es ihn in der Enge seiner Zelle zu Florenz. Hinaus drängt es ihn in den Klostergarten, zur Kapelle. Mit mutterzartem Lächeln schaut hier die Gebenedeite mit ihrem Kindlein auf ihn nieder, als hätte sie ihn erwartet. Sie scheint ihm unter Tränen zuzulächeln. Dank und Seligkeit drohen ihm das Herz zu zersprengen. Bonaventura weint, wie nie in seinem Leben. Alle Seelen möchte er teilhaben lassen an seinem Glück, seiner Erkenntnis von dem Reichtum und der Würde solcher Mutterliebe.

Wie unter innerem Zwange greift er zum Strange der Glocken im Kapellchen, läßt ihre ehernen Stimmen verdolmetschen, was seine Seele jauchzt: „Herzen horcht auf! Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. Dank Dir für Deine Demut, Maria!“

Es ist Abend! In der Stadt lauscht man, erstaunt erst, dann seltsam ergriffen. Wie von Engelshänden berührt, stimmen die Glockenschwestern in Stadt und Land in das Jubellied ein, singen, beten, Maria, die Magdliche, zu grüßen, die Herzen der Menschenfinder dankbar zu stimmen.

Und sie tun so immer noch, am Morgen, am Mittag und Abend, seit im 13. Jahrhundert der hl. Bonaventura durch sie zum ersten Male Mariens Lob beim Aveläuten in überquellender Freude verkündete.“

Das unter Leitung des hl. Bonaventura im Jahre 1236 zu Pisa versammelte Generalkapitel der Minderbrüder forderte die Ordensgenossen auf, die Gläubigen anzuhalten, wenn bei der Komplet die Glocke geläutet werde, „die seligste Jungfrau einige Male zu grüßen“. ²⁸⁾ Diesem allgemeinen Auftrage folgt im Jahre 1269 auf dem Generalkapitel zu Assisi die Mahnung an die Ordensprediger, die Gläubigen anzuleiten, am Abend beim dreimaligen Glockenzeichen das Ave zu beten. ²⁹⁾

²⁸⁾ Weißel, a. a. O. S. 18.

²⁹⁾ Ebenda.

Mit der Verbreitung dieses franziskanischen Brauchs erhielt das bisherige Feuerabendläuten eine höhere, eine religiöse Weihe. Je mehr er geübt wurde, desto mehr trat der weltliche Zweck des Abendläutens zugunsten des religiösen zurück.

Jetzt rief der Klang der Glocke in erster Linie zum Gebet. Im Verlaufe der Zeit werden wahrscheinlich auch für Feuerabend und Ave verschiedene Glocken zu verschiedenen Zeiten geläutet haben. Eine Glocke des Münsters zu Freiburg i. Breisgau, die 19 Zentner schwer war und 1300 gegossen wurde, heißt heute noch *Betzzeitglocke*. Wie man aus Walters Glockenkunde ersehen kann, mehren sich um 1300 und kurz nachher die Glocken, die der allerseligsten Jungfrau geweiht sind und deren Inschriften einen Notruf an Maria enthalten. Die Anordnung des Gebetläutens hat sicher auch zu manchen Glockenstiftungen angeregt.

Es war dann eigentlich ganz selbstverständlich, daß allmählich der Name: Abendläuten dem zutreffenderen Namen: Aveläuten weichen mußte, und der Volksmund selbst wird ihn geprägt haben.

Unter Bischof Konrad II. (1221—1246) ließen sich die Minderbrüder i. J. 1223 auch in Hildesheim nieder. In demselben Jahre kam der umsichtige und tatkräftige P. Johannes aus Piano di Carpino bei Perugia mit 10 Genossen in die Stadt. Anfangs schlugen sie ihren Wohnsitz im Nikolai-Hospital beim Kloster St. Godehard auf. Als ihnen aber Bischof Konrad i. J. 1240 einen Bauplatz „am Steine“ schenkte, entstand dort das Franziskanerkloster mit der St. Martinikirche. Es wäre seltsam und verwunderlich, wenn der Hildesheimer Konvent die Anordnungen seiner Generalkapitel, die für alle Niederlassungen der Minderbrüder Geltung hatten, vollständig außer acht gelassen hätte. Da sich die Brüder überdies als Prediger großer Wertschätzung erfreuten und großen Einfluß auf das religiöse Leben des Volkes besaßen, werden sie auch nicht müde geworden sein, das Veten dreier Ave beim Abendläuten den Gläubigen immer wieder in eindringlicher Weise ans Herz gelegt zu haben. Solange sie selbst keine Glocken hatten, läuteten ja zur Komplet auch in Hildesheim zu dieser Zeit Glocken genug.

Ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß das oben erwähnte Abendläuten vom Turm der St. Lambertikirche ehemals ein „richtiges“ Aveläuten war, das der Archivar Hühne als aus „grauer Vorzeit“ stammend bezeichnete. Darin bestärkt mich um so mehr der Antrag der Hildesheimer „Freigeister“ aus der Neustadt, die es i. J. 1807 abschaffen wollten — als „unnütz und weinerlich“. Ihr Kampf galt weniger dem bürgerlichen Abendläuten als vielmehr dem alten, religiösen Brauch. „Unnütz“

erschien ihnen das Läuten, weil sie dessen Bedeutung nicht mehr kannten; „weinerlich“ aber nennen sie es, weil eine Stimme von oben Saiten ihres Herzens erklingen ließ, die sie als „Aufgeklärte“ nicht mehr hören wollten.

Im Jahre 1318 bestätigt P a p s t J o h a n n XXII. (1316—1334) die in der Kirche zu S a i n t e s, im Erzbistum Bordeaux, bestehende Übung, abends ein Zeichen mit einer Glocke zu geben, um die Gläubigen zum Beten des englischen Grusses einzuladen.³⁰⁾ Wer das Ave dreimal kniend betet, gewinnt einen Ablass von 10 Tagen.

Die höchste kirchliche Autorität, der hl. Vater in Rom, heißt damit einen schon geübten Brauch gut und zeichnet ihn durch Verleihung eines Ablasses aus. Wir erfahren durch dieses Dekret, daß das Abendläuten und das Beten dreier Ave Maria — vielleicht infolge der Wirksamkeit der Franziskaner — auch im südlichen Frankreich üblich ist.

In Rom selbst kannte man ein Abendläuten noch nicht. P a p s t J o h a n n XXII. schrieb es erst i. J. 1327 für die Stadt vor³¹⁾ und nannte es ausdrücklich: A v e = M a r i a = L ä u t e n. In jedem Bezirk der Stadt Rom soll eine Kirche bestimmt werden, deren Lage es möglich macht, alle Gläubigen des Sprengels mit ihrem Glockenruf beim Dunkelwerden zu erfassen und dadurch zum Beten eines Ave Maria einzuladen. Jeder fromme Vater erhält ebenfalls einen Ablass von 10 Tagen.

„Fast alle Ablassbriefe verlangen, die Gläubigen sollen bei dreimaligem Läuten der Abendglocke kniend drei Ave beten, d. h. dreimal die erste Hälfte unseres „Gegrüßet seist du, Maria!“ Wenn in anderen Briefen, z. B. in der Verordnung Johanns XXII. vom Jahre 1327 für Rom, nur von einem Ave die Rede ist, so kann der Sinn nur der sein: „Beim j e d e s m a l i g e n L ä u t e n der d r e i m a l bewegten Glocke solle ein „Gegrüßet seist du, Maria!“ gebetet werden.“³²⁾

Wohl als Folge dieses päpstlichen Dekretale ordnet der Bischof Nanferus von Breslau³³⁾ i. J. 1331 auf einer Synode der Diözesanstadt an, daß beim Abendläuten ein Ave Maria „pro bono statu Ecclesiae et pace terrarum nostrarum“, für das Wohl der Kirche und den Frieden, gebetet werde.

Noch fast 100 Jahre dauert es, ehe das A v e = M a r i a = L ä u t e n in H i l d e s h e i m urkundlich erwähnt wird. Bertram schreibt:³⁴⁾ „Zur Verehrung der Menschwerdung Christi und zur Verherrlichung seiner gebenedeiten Mutter wurde 1420 das Ave-Maria-Läuten zur Abendzeit im D o m e vom Domherrn Werner von Oldershausen gestiftet. Dreimal drei Schläge an der

³⁰⁾ Esser, a. a. D. S. 40/41.

³¹⁾ Esser, a. a. D. S. 42/43.

³²⁾ Weißel, a. a. D. S. 20.

³³⁾ Esser, a. a. D., I., S. 45.

³⁴⁾ Bertram, a. a. D. I., S. 357.

großen Glocke sollten, „so wie es in anderen Kirchen schon üblich war“, allabendlich zum Gruße der hl. Jungfrau erschallen. Verkniend dreimal das Ave zu Ehren der Verkündigung Mariä betete, dem verließ Bischof Johann III. (1398—1424) einen Ablass von 40 Tagen und einer Karene, falls er in Reue und Beichte seine Sündenschuld getilgt habe.

So erinnert allabendlich der melodische Klang unserer größten Glocke, der Ave-Maria-Glocke, alle Christen an das größte Geheimnis der göttlichen Erbarmung, an die Menschwerdung des Herrn, die bei der Verkündigung Mariä sich vollzog.“

Die weite Verbreitung des abendlichen Ave-Maria-Gedenkens ersieht man aus einem Erlebnis des Dominikaners Felix Fabrianus aus Ulm, das Esser berichtet.

Pater Fabri fand auf seiner ersten Reise nach dem hl. Lande i. J. 1480 sogar auf dem Schiffe den Brauch, „daß beim Sonnenuntergang der Kammerdiener des Schiffsherrn durch ein Pfeifchen von der Schiffbrücke aus ein Zeichen gab, bei dem er, im Namen seines Herrn, allen Fahrgästen eine gute Nacht wünschte und dann ein Bild der Mutter Gottes mit dem Jesukindlein auf dem Arme zeigte, vor deren Angesicht alle kniend drei Ave Maria beteten: „sicut fieri solet sero ad pulsum“ = „wie es zu geschehen pflegt abends beim Glockenanschlage“. Dasselbe Bild wurde in gleicher Weise auch des Morgens gezeigt, und man betete vor ihm das Ave Maria“. ³⁵⁾

4. Zum abendlichen Aveläuten kommt das Morgenläuten
„Dem Abendläuten entsprach bald auch ein Morgenläuten. Denn in jenen kampfdurchtobten, unsicheren Zeiten konnte einer nur sorglos zu einem neuen Tag erwachen, wenn das Land vom Kriege frei, die Stadt ohne Bürgerzwist und der Feind fern von allen Grenzen war, wenn jedes Haus und jeder Hof wahrhaft in Frieden standen. Und so hat man zum Morgenläuten sich gewöhnt, um Erhaltung friedlicher Zeiten zu beten. Dabei erinnerte man sich des Friedensfürsten, der voreinst in morgendlicher Stunde glorreich vom Grabe erstand.“ ³⁶⁾

Gerade in Italien herrschten besonders schlimme Zustände. In den 60 Jahren, wo nach Friedrich II. (1215—1250) bis zu Heinrich VII. von Luxemburg (1308—1313) kein deutscher König in Italien weilte, hatten die Städte und Gemeinden die Reichsrechte an sich gerissen. Parteikämpfe und Bürgerkriege verwüsteten das Land. Tyrannen, die die Macht an sich gerissen, bedrückten und verfolgten ihre Gegner, die zu Tausenden in der Fremde umherirrten. Zu den Flüchtlingen gehörte auch der Dichter Dante, der Verfasser der „Göttlichen Komödie“, der die Erfahrung machen mußte,

³⁵⁾ Esser, a. a. D. S. 50/51.

³⁶⁾ Lang, a. a. D. S. 15.

„wie nach Salze schmeckt das fremde Brot, und welch' ein harter Pfad es ist, der Fremden Treppen auf- und abzusteißen.“³⁷⁾ Die Vorwürfe, die er seinem Vaterlande macht, werden durch alle Zeiten klingen:

„Italia, Sklavin, Herberge der Schmerzen,
Schiff ohne Steuermann in grausem Sturm,
nicht Länderherrin, sondern Haus der Sünde.
Die in dir leben wissen nichts von Eintracht;
in bitt'rer Feindschaft siehst du sie zerrissen,
die eine Mauer umschließt und ein Graben.“³⁸⁾

Da kann es uns nicht wunder nehmen, wenn man in solchen Tagen der Trübsal seine Zuflucht zum Gebete nahm und gerade in dieser Zeit aus Italien Gebetsrufe am Morgen gemeldet werden, aus Bologna, Lucca, Mailand, Parma und anderen Städten.

„Die Chronik von Parma berichtet, im Jahre 1317 habe man begonnen, am Morgen ein dreimaliges Zeichen mit der Glocke zu geben. Der Bischof habe befohlen, bei ihrem Schall möchten alle: 3 Pater und Ave beten; der Magistrat habe angeordnet, die Arbeiter sollten dann an ihr Werk gehen.

Während in Parma dasselbe Glockenzeichen kirchlichen und bürgerlichen Zwecken diente, gab man in Piacenza und Pavia (1330) am Morgen verschiedene Glockenzeichen für das Gebet und für die Arbeit.“³⁹⁾

In Deutschland finden wir das Morgenläuten zuerst in Bayern.

Zum Jubeljahre,⁴⁰⁾ das Papst Bonifaz IX. (1389—1404) am Weihnachtsfeste 1390 eröffnete, waren auch Herzog Stephan von Bayern und sein Bruder Friedrich nach Rom gekommen. Das Morgenläuten in Rom machte auf beide Fürsten tiefen Eindruck, und sie erwirkten vom Papst die Erlaubnis, es auch in Bayern einführen zu dürfen, was der Papst bereitwillig genehmigte.⁴¹⁾

Von demselben Papste erhielt auch die Domkirche zu Frauenburg im Ermland e. J. 1394 einen Ablass ausdrücklich für das Beten dreier Pater und dreier Ave beim Ave-Maria-Läuten am Morgen und am Abend verliehen.

³⁷⁾ Dante: Göttliche Komödie. Paradiso. 17. Gesang. München-Gladbach 1921. S. 164.

³⁸⁾ Ebenda. Purgatorio. 6. Gesang. S. 92/93.

³⁹⁾ Weizel, a. a. D. S. 24.

⁴⁰⁾ Das erste „Heilige Jahr“ beging Papst Bonifaz VIII. (1294—1303) i. J. 1300; Papst Klemens VI. (1342—1352) feierte das zweite i. J. 1350. Das jetzige von 1390 war das dritte.

⁴¹⁾ Esser, a. a. D. S. 249.

Über das Morgenläuten erließen auch die beiden Kirchenprovinzen R ö l n und M a i n z i. J. 1423 genaue Bestimmungen. In den Statuten der Mainzer Kirchenversammlung heißt es: „Mit Zustimmung dieses heiligen Provinzialkonzils bestimmen wir, setzen fest und verordnen, daß von jetzt ab in allen Kirchen täglich gegen Sonnenaufgang zu Ehren des Mit-Leidens der glorreichen und unversehrten Jungfrau Maria, die, neben dem Kreuze ihres heißgeliebten Sohnes stehend, gefoltert wurde in Leid und Betrübnis, zu drei Malen eine Glocke geläutet werde, und zwar dieselbe, die bisher gegen Sonnenuntergang zur Begrüßung derselben Jungfrau geläutet zu werden pflegte, um die Christgläubigen aufzufordern, zu dieser Zeit mit dem Lobe Mariens zu beginnen und sie mit dem Englischen Gruße andächtig zu verehren.“⁴²⁾

5. Das sogenannte „Angstläuten“ am Freitag.

An der Wende des 14. Jahrhunderts kam das sogenannte „Angstläuten“ in Gebrauch, das, landschaftlich verschieden, am Donnerstagabend oder am Freitagmittag zur Erinnerung an die Todesangst und den Todeskampf Christi gemahnen sollte.

Die Heimat dieses Brauches scheint Böhmen zu sein, wo es schon 1386 in Prag und seit 1413 auch in Olmütz erwähnt wird. Im Jahre 1418 wurde es in Salzburg eingeführt.

Der Bischof Magnus von Hildesheim (1424—1402) verließ allen denen einen Ablass, die am Freitag, „sobald die Glocke zu Ehren des Leidens Christi geläutet wird, 5 Vater unser und 5 Ave Maria zur Erinnerung an Christi Leiden beten“.⁴³⁾

Den tieferen Sinn dieses Läutens schildern folgende Strophen:

Freitagsläuten.⁴⁴⁾

Du gehst vorüber fern allfreitaglich
mit deinem Kreuz, verachtet und allein,
mit deinem blutgetränkten Lockenhaar,
mit deiner Augen halb erloschnem Schein.

Auf Glockenklängen weht dein Bild uns zu,
dein zitternd Wort und stöhnend Angstgebet.
Da ist es wohl, als ob dein blut'ger Weg
durch unsre sündenvolle Seele geht.

⁴²⁾ Effer, a. a. O. S. 252.

⁴³⁾ Bertram I., S. 403, nach Doebener, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim. IV., S. 258.

⁴⁴⁾ Stadt Gottes. 47. Jahrg. 5./6. Hft. 1924. Missionsdruckerei Steyl, Post Kaltenkirchen.

Da ist es wohl, als ob du fragend sprichst:
Und werd' ich immerdar verlassen sein
von dir? Durch dich? Kommt nie der Augenblick,
daß du von Liebe heiß gedächtest mein?

War ganz umsonst die grenzenlose Treu?
Verweht wie Spreu die heilige Geduld,
mit der ich auf mein blutend Schulterpaar
mit meinem Kreuz geladen deine Schuld?

Auf Glockenklängen weht dein Bild uns zu,
dein zitternd Wort und stöhnend Angstgebet;
da ist es wohl, als ob dein blut'ger Weg
durch unsre sündenvolle Seele geht.

M. Herbert.

Papst Kalixt III. (1455—1458) machte
das Mittagsläuten zu einem allgemeinen Gebot
für die ganze Kirche

und mahnte zum Gebet für die Streitenden, die zur Abwehr der Türkennot ausgezogen waren. Schon unter seinem Vorgänger Nikolaus V. (1447—1455) war i. J. 1453 Konstantinopel in die Hände der Türken gefallen, und 1456 hatte Mohammed II. auch Morea überwunden. Die Gefahr für das Abendland rückte immer näher, und so erließ der Papst am 29. Juni 1456 sein Breve, das als letzten Schutzwall für das Abendland das Gebet der Christen gegen den Fanatismus der Türken errichtete. Gerade das Gedenken an des göttlichen Heilandes Leiden, dessen heilige und ehrwürdige Stätten schon lange in der Türken Hand waren, sollte alle Gläubigen zum himmelfürmenden Gebete ermuntern und ermutigen.

Den ersten Erfolg dieser Mahnung sah die damalige Zeit schon darin, daß der hl. Johannes Capistranus, unterstützt von dem Voivoden Hunyadi die Türken am 22. Juli 1456 bei Belgrad zurückschlagen konnte.

In unserer näheren Heimat wies 1469 der Bischof Albert von Minden in einem Erlaß an seinen Klerus darauf hin, daß infolge päpstlicher Anordnung schon seit einiger Zeit auch im Bistum Minden jeden Freitag mittag mit der großen Glocke⁴⁵⁾ geläutet werde, um die Gläubigen aufzufordern, zu Ehren des bitteren Leidens des Heilandes dreimal das Vater unser und dreimal den Englischen Gruß zu beten, wofür vom Papste auch

⁴⁵⁾ In meinem Heimatdorfe bei Erfurt, das früher zum Erzbistum Mainz gehörte, wird morgens, mittags und abends mit der kleinen Glocke zum „Engel des Herrn“ geläutet und hierauf in dreimal drei Pulsen mit dem Klöppel der großen Glocke angeschlagen.

Aber noch heute läutet jeden Freitag mittag zum „Engel des Herrn“ die große Glocke. Das ist sicher noch eine Erinnerung an die ältesten Zeiten des Mittagsläutens.

Ablässe verliehen seien. Hier ist ausdrücklich darauf Bezug genommen, daß das Mittagsläuten und die vorgeschriebenen Gebete auf eine päpstliche Anordnung zurückgehen.

In Italien und Deutschland in seinem weitesten Umfange der damaligen Zeit, „von der Etzsch bis an den Belt“, in Ungarn und Spanien wurde das päpstliche Dekret bekannt gemacht, aber nicht in Frankreich, das damals mit der Türkei im Bunde war und dem an einem Niederringen der Türkei nichts lag.

Papst Alexander VI. (1492—1503) mußte das Gebot des Gebetläutens am Mittag nach kaum 40jährigem Bestehen bereits wieder erneuern, da es vielerorts nur lässig oder gar nicht befolgt wurde, weil in jener Zeit eine unmittelbare Gefahr für das christliche Abendland durch die Türken nicht mehr bestand.

Auch in der Neuen Welt läutete die Glocke am Mittag zum Gebet, wie eine Nachricht aus Lima in Peru vom Jahre 1584 bezeugt; im Jahre 1592 wird dort auch des Läutens am Morgen Erwähnung getan. Drdensleute aus dem spanischen Mutterlande, die Pizarro folgten, der 1531 die Kolonie für die Krone Spanien in Besitz genommen hatte, brachten den Brauch aus ihrer Heimat mit.

„Neben jenem Läuten am Mittag zur Verehrung des Leidens Christi, oder zur Erflehung der Hilfe Gottes gegen die Türken, oder des Friedens war ein anderes verbreitet, das mit dem am Morgen und Abend zur Verehrung Marias in Verbindung trat und bald zu dem dreimal am Tage gebeteten Angelus führte. Das älteste Zeugnis für dreimaliges Läuten am Tage, damit das Ave gebetet werde, bietet 1460 eine Stiftung zu Le Puy,“⁴⁶⁾ im südlichen Frankreich.“

Der hl. Ignatius, der Stifter des Jesuitenordens, nahm den Brauch des dreimaligen Läutens aus Rom mit in seine Heimat Spanien und führte ihn dort ein, und der hl. Karl Borromäus, der Kardinal und Erzbischof von Mailand, kennt auch in seinem Sprengel ein dreimaliges Aveläuten (1573). Für ein solches dreimaliges Läuten liegen u. a. noch Zeugnisse aus Sitten (1626), Köln (1627) und Trier (1628)⁴⁷⁾ vor.

Wir haben somit bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts im christlichen Abendlande, wenn auch nicht überall, ein dreimaliges Gebetläuten: morgens, mittags und abends.

Die Glocke, die das Zeichen zum Gebete gibt, heißt jetzt allgemein Aveglocke, wie sie schon Papst Johann XXII. in seinem Dekrete nennt;

⁴⁶⁾ Beißel, a. a. O. S. 30.

⁴⁷⁾ Esser, a. a. O. S. 266 u. 776.

oder Ave = Maria = Glocke, wie sie in der oben erwähnten Hildesheimer Stiftung des Abendläutens (1420) genannt wird. Der englische Name Ave-bell bedeutet dasselbe. In Deutschland hört man im Volksmunde auch die Namen: Betglocke oder Betzeitglocke. Schon 1404 schenkt Ludeke Broyer in Hildesheim der Kapelle Sanct Georgi (St. Jürgen) in der Osterstraße einen Hauszins und einen Garten zur Beschaffung eines „Ewigen Lichtes“, und „de opperman der sulven capellen schulle alle avende to rechten tiden luden ene bedeclocke, unde wanne de ghelud is, so schal he den benanden lampen entphenghen unde on bernen laten de nacht over unde des daghes so langhe, dat de misse in dene benanden godeshuse al ghedan sy.“⁴⁸⁾ Eine Betglocke wird 1426 auch in einem Ratsprotokoll der Stadt Hildesheim in St. Andreas erwähnt.⁴⁹⁾

Das Läuten selbst erhält nun den Namen: Aveläuten. Als Gebete kommen beim Aveläuten in der Hauptsache morgens, mittags und abends jedesmal 3 Ave Maria in Betracht. Am Freitagmittag betet man 3 Vater unser und 3 Ave Maria.

Eine Synode von Basel⁵⁰⁾ aus dem Jahre 1503 schreibt den Geistlichen beim Mittagsläuten andere Gebete vor. Zunächst beten sie den Psalm XXX: „In te Domine speravi (Auf dich, o Herr, vertraue ich!)“⁵¹⁾ bis zum 6. Vers. Daran schließt sich ein Vater unser nebst dem Christus factus est pro nobis obediens, und dem Gebet: „Domine Jesu Christi, fili Dei vivi, pone mortem, passionem et misericordiam tuam inter nos et animas nostras“⁵²⁾ etc... oder dem andern: Respice quaesumus Domine super hanc familiam tuam“⁵³⁾ oder einem ähnlichen.

Hier wird also ein Unterschied zwischen dem Gebet des Klerus und dem der Laien gemacht.

6. „Der Engel des Herrn“ wird das Einheitsgebet bei allen drei Glockenzeichen: am Morgen, am Mittag und am Abend.

Den Kernpunkt des „Engel des Herrn“ bilden drei Tatsachen aus dem Leben Jesu: die Menschwerdung, sein bitteres Leiden und Sterben und seine glorreiche Auferstehung, die in unmittelbarer Beziehung zur allerheiligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria stehen.

⁴⁸⁾ Doebener, Urfd. III., 147.

⁴⁹⁾ Doebener, III., 1260.

⁵⁰⁾ Effer, a. a. D. S. 260.

⁵¹⁾ Über der Tür des Hauses Nr. 18 im Hinteren Brühl in Hildesheim, erbaut anno 1705, steht dieser Anfang in folgender Fassung: „in te domini semper speravi“.

⁵²⁾ „Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, stelle deinen Tod, dein Leiden und deine Barmherzigkeit zwischen uns und unsere Seelen.“

⁵³⁾ „Schau, o Herr, wir bitten dich, auf diese Familie herab.“

Diese Beziehung wird zum erstenmal klar herausgestellt auf einem Konzil in Prag i. J. 1605. Es schreibt: „Durch den Schall der Glocke wird am Morgen die Erinnerung erneuert an Christi, des Herrn, Auferstehung, welcher gleich, nachdem er erstanden war, seiner heiligsten Mutter erschien Das mittägliche Geläute wird veranstaltet, um das Andenken wachzurufen an Christi Leiden, bei welchem die jungfräuliche Mutter zugegen war; das abendliche aber, um mit Herz und Sinn der Wohltat der Menschwerdung im Schoße der seligsten Jungfrau zu gedenken.“⁵⁴⁾

Dem Wortlaut des Gebetes in seinem Anfang begegnen wir zuerst in den Satzungen einer Synode der Diözese Sitten im Kanton Wallis (Schweiz) i. J. 1626, wo es heißt: „Der allgemeine Gruß der Kirche, der beginnt: Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft.“⁵⁵⁾

Der Dreiflang der Verse, wie wir sie heute beten, steht bereits in einem italienischen Katechismus, der im Jahre 1560 in Venedig gedruckt wurde. Darin wird er aber auch schon als eine allgemein bestehende und von Papst Paul III. (1534—1549) mit Ablässen ausgestattete Übung bezeichnet.“⁵⁶⁾

Dieselbe Dreizahl enthält auch das Officium parvum B. M. V., das auf Anordnung von Papst Pius V. (1566—1573) im Jahre 1571 neu erschien.

Eine Vorschrift, sie beim Läuten der Glocken zu beten, gab es aber nicht.

Der Niederländer Simon Verepäus, der i. J. 1567 zum ersten Male sein Gebetbuch: *Thesaurus selectissimarum precum*, „Schatzkästlein auserwählter Gebete“, in Antwerpen herausgab, hat in der Ausgabe von 1571 den Wortlaut Pius' V. aus dem kleinen Offizium noch nicht.

Beim Abendläuten (ad pulsum vespertinum) zum Gedächtnis der Menschwerdung (in memoriam Incarnationis Dominicae) gibt er als Gebet an: *Suscipe, quaeso, sancta Virgo Maria ex me verbum quondam tibi coelitus ab angelo denunciatum.*

Ave Maria gratia plena bis Jesus Christus. Ipse qui te... Oremus. Deus qui de B. M. V. utero etc.

Als Quelle nennt er am Rande: Ioan Ferus in lib. prec.⁵⁷⁾

Erst eine Ausgabe von 1594 hat den heutigen Wortlaut in lateinischer Sprache:

„Beim Glockenschlag am Abend“ lautet das Gebet jetzt (S. 76):

Angelus Domini — Et concepit — Ave Maria.

Ecce ancilla Domini — Fiat mihi — Ave Maria.

Et Verbum — Et habitavit — Ave Maria.

Oratio. Deus, qui de B. M. V. utero etc.

⁵⁴⁾ Weiszel, a. a. D. S. 32.

⁵⁵⁾ Effer, a. a. D. S. 269.

⁵⁶⁾ Effer, a. a. D. S. 789.

⁵⁷⁾ Effer, a. a. D. S. 783.

Als Gewährsmann steht am Rande: „Canis“.⁵⁸⁾

Wenn diese Anmerkung: „Canis“ auf den hl. Petrus Canisius († 1597) hindeuten sollte, dann könnte man annehmen, daß Verepäus seine Kenntniß dieses Textes dem zweiten Apostel Deutschlands, der auch den Niederlanden entstammte — er wurde in Rymwegen geboren — verdanke.

Auf jeden Fall geht aus den vorliegenden Ausführungen hervor, daß unser heutiger Text des „Engel des Herrn“ bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts in vielen Orten — besonders Italiens — bekannt war, eine größere Bedeutung noch dadurch erhielt, als ihn Pius V. 1571 in das *Officium parvum* einfügte, und er dann seinen Weg von Italien über die Niederlande auch nach Deutschland nahm.

Aber noch gingen mehr als 100 Jahre darüber hin, ehe bei dem dreimaligen Läuten am Tage das einheitliche Gebet — wie es heute besteht — in der Christenheit allgemein Gebrauch wurde.

Nur nach und nach setzte sich der von Pius V. mit einem Ablass ausgestattete Text durch. War manche hielten aus Gewohnheit an den alten, ihnen liebgewordenen Gebetstexten fest, und Väter und Mütter beteten immer noch, wie sie es auf Großmutter's Schoße gelernt hatten.

„Dem Herzen angeboren ist die Treue.

Wenn uns Gewohntes hold und lieb geworden,
so ängstigt uns und schmerzt uns fast das Neue.“

Noch vieler Belehrungen im Religionsunterrichte, in Predigt und Christenlehre bedurfte es, bis das Neue zum unverlierbaren Eigentum der Gläubigen geworden war.

Auch Forderungen von Synoden und Konzilen, wie die Anordnung des Kapitels in Prag i. J. 1605, die bestimmte, alle Gläubigen sollten den *Angelus* beten, um die damit verliehenen Ablässe zu gewinnen, ebneten dem „Engel des Herrn“ die Bahn.

Am 14. September 1724 gewährte Papst Benedikt XIII. (1724—1730) allen Gläubigen, die zu den drei verschiedenen Tageszeiten kniend den Engel des Herrn beten würden, einen Ablass von 100 Tagen und einen vollkommenen Ablass je einmal im Monat. Benedikt XIV. (1740—1758) bestätigte den Erlass seines Vorgängers.

Infolge der beiden letzten päpstlichen Dekrete kam
im Anfange des 18. Jahrhunderts nach langem Ringen

⁵⁸⁾ Esser, a. a. D. S. 785.

„Der Engel des Herrn“ als Einheitsgebet beim Angelus läuten zum Durchbruch. ∞

Eine vielhundertjährige Entwicklung war damit abgeschlossen.

Nachdem das Einheitsgebet sich durchgesetzt hatte, glaubte man, schon im 90. Psalm⁵⁹⁾ eine Hinweisung auf den „Engel des Herrn“ zu finden, und meinte, das Gebet sei „eine lobpreisende Huldigung und vertrauensvolle Bitte an die Mutter des menschgewordenen Gottessohnes, um sich ihrem mächtigen Schutze zu empfehlen, am Morgen „gegenüber dem Pfeile, der am Tage fliegt“, am Abend, „gegenüber dem Unheil, das im Finstern schleicht“, und am Mittag „gegenüber dem Überfall und der bösen Geister am Mittag.“ (Ps. 90, 6.)

Auch die Worte im Psalm 54, 18: „Abends und morgens und mittags will ich reden und kundtun, so wird er meine Stimme hören“, wurden auf den „Engel des Herrn“ bezogen.⁶⁰⁾

7. Das Regina coeli (Freue dich, du Himmelskönigin!) an Stelle des „Engel des Herrn“.

Das Regina coeli betete man schon im 16. Jahrhundert im westlichen Deutschland und in den Niederlanden beim Abelläuten am Morgen. Anfang des 17. Jahrhunderts trat diese Antiphon in Rom während der österlichen Zeit an die Stelle des „Engel des Herrn“, und dieser Brauch fand weite Verbreitung.

Die Ausstattung des „Engel des Herrn“ mit Ablässen durch verschiedene Päpste ließ Zweifel darüber auftauchen, ob diese Ablässe auch für die Antiphon Geltung hätten.

Papst Benedikt XIV. löste diese Zweifel, indem er am 20. April 1742 verordnete, „daß die beim dreimaligen Läuten zu verrichtenden Gebete⁶¹⁾ am Sonntag und während der ganzen österlichen Zeit stehend verrichtet werden sollten, und daß diese Haltung beim Gebet Bedingung für die Gewinnung der von ihm aufs neue bestätigten Ablässe sein sollte.“⁶²⁾

Die Ablässe galten also für beide Gebete.

Papst Leo XIII. (1878—1903) bewilligte am 15. März 1884, daß alle Christgläubigen, die rechtmäßig verhindert sind, die Gebete: Der Engel des Herrn und Regina coeli, kniend oder gerade beim Glockenzeichen zu beten, gleichwohl die Ablässe gewinnen können, wenn sie diese Gebete überhaupt verrichten. Wer sie weder auswendig weiß, noch sie ablesen kann, soll an deren Stelle fünf Ave Maria zu den bestimmten drei Tageszeiten beten.

⁵⁹⁾ Die Worte des Psalms sind angegeben nach: Arndt, S. J.: Das Buch der Psalmen. Regensburg 1931.

⁶⁰⁾ Beißel, a. a. O. S. 35.

Am 20. Mai 1896 aber entschied Papst Leo XIII., da in der Fastenzeit die Vesper v o r Mittag gebetet wird, daß während dieser Zeit an den Samstag bereits zu Mittag beim Gebet des Angelus gestanden werden soll.

IV. Angelusläuten in der ganzen Welt.

Überall, wo sich katholische Kirchen befinden — nicht nur in unserem Vaterlande — klingt dreimal am Tage die Angelusglocke und lenkt die Gedanken der Gläubigen über ihr irdisches Tagewerk hinaus zum dreifaltigen Gott, dem Hirten und König der Seelen.

Welch' seliges Bewußtsein muß uns erfüllen, daß der verheißene Erlöser kam, daß der lebendige Gott sein Zelt unter den Menschenfindern aufgeschlagen hat, und daß die allerseligste Jungfrau gewürdigt wurde, seine irdische Mutter zu werden!

Im Abendlande hat sich dieses religiöse Brauchtum entwickelt, und heute hat das Angelusläuten

Heimatrecht in der ganzen Welt.

Unsere Missionare, die hinauszogen und noch hinausziehen in die Heidenländer der alten und der neuen Welt, um die Frohbotschaft des Evangeliums zu verkünden, haben Glockenton und Gebet mitgenommen an die Stätten ihrer Wirksamkeit.

Die Angelusglocke ist ihnen in der Fremde selbst ein Stück Heimat geworden. Ihr Klang zaubert ihnen nicht nur Heimatsfreude und Heimatsfrieden vor die Seele; darüber hinaus belebt er auch immer von neuem ihren Mut und ihre Tatkraft, selbst bei den widrigsten Heimsuchungen und Drangsalen, und wird ihnen zu einem seligen Verheißens eines glücklichen Erfolges.

In Maria, der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter, haben sie ja die mächtigste Beschützerin auf ihrem Dornenwege und die wirksamste Fürsprecherin am Throne des ewigen Gottes.

Ehe noch das erste bescheidene Kirchlein steht, hängt oft ein Aveglöcklein in einem Baum und ruft nicht nur zum Gebet, sondern auch zur Feier der hl. Geheimnisse.

Nur einige Beispiele mögen bezeugen, daß auch in den katholischen Missionen der weiten Welt die Angelusglocke nicht fehlt und die jungen Christen dort den Engel des Herrn beten.

Eine Schülerin der Klosterschule vom Guten Hirten in Bangalore in Indien erzählt nach ihrer Taufe, daß sie dort schon in den ersten Jahren die katholischen Gebräuche und Gebete, das hl. Kreuzzeichen, den Engel

⁶¹⁾ Also „Engel des Herrn“ und Regina coeli.

⁶²⁾ Effer, a. a. D. S. 807.

des Herrn, die „Leidensuhr“, die man in der Fastenzeit stündlich betete, lernte, und daß diese einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf sie machten.⁶³⁾

Der Pallottinerpater Haarpaitner, der i. J. 1910 in unserer Kolonie Kamerun die neugegründete Nquamba-Mission in Saunde besucht, hört beim Ersteigen des letzten Hügels das Angelusglöcklein, das ihm den Weg zeigt.⁶⁴⁾

Höchst anschaulich schildert der Pater Vogel P. S. M. in einem Aufsatze derselben Zeitschrift das Verhalten der Neubefehrten in Kribi (Kamerun).

„Ein Sonntag in Kamerun“.

„Gerade in dem Augenblicke, wo du afrikanischen Boden betrittst, geht die Sonne leuchtend auf. Es ist 6 Uhr morgens. Gleich darauf hörst du die Glocke zum Angelusläuten. Dir wird ganz heimatlich ums Herz bei dem bekannten, lieben Ton, und du wirst fromm gestimmt, besonders wenn du siehst, wie hie und da die schwarzen Christen, die schon längst auf den Beinen sind, stehen bleiben und die allerseeligste Jungfrau und Gottesmutter Maria grüßen mit dem süßen Engelsgruße.

Selbst die Jungen, die gerade im Fluß bei der Morgentoilette sind, beten, bis unter die Arme im Wasser sitzend, den englischen Gruß in ihrer Sprache: „Mahomi ma jae na' wa Maria!“

Du mußt freilich lächeln ob der komischen Situation; aber Bruder Eduard ist das schon gewohnt, und er erzählt dir, daß manche Christen sogar in den Faktoreien vor allem Volke niederknien, um ihre Andacht zu verrichten, sobald die Betglocke dazu auffordert.“

Da sich der Sonntagsgottesdienst mit all seinen Anforderungen bis über Mittag ausdehnt, erwähnt der Verfasser des Aufsatzes ein Angelusläuten am Mittag nicht. Nur ein Ave Maria beschließt die Feier.

Wohl aber hören wir wieder vom Abendläuten: „Da klinget auch die Aveglocke wieder und ladet die Christen noch einmal ein, der hohen und erhabenen Himmelskönigin Maria den Tribut ihrer Huldigung zu entrichten, bevor der Tag sich neigt.“⁶⁵⁾

Das Mittagsläuten in Kamerun wird aber bei einer anderen Gelegenheit ebenfalls erwähnt. Als im Weltkrieg 1914/18 die Franzosen die Station Edea besetzten, plünderten die weißen und farbigen Soldaten auch die Niederlassung der Pallottiner. Den Bericht des Paters Refes P. S. M., der Augenzeuge dieses Frevels war, sucht der französische P. Briault zu ent-

⁶³⁾ Die katholischen Missionen. 39. Jahrg. 1910/11 — vom 11. Aug. 1911. Freiburg. Herder. S. 278.

⁶⁴⁾ Stern von Afrika. Miss. Zeitschrift der Pallottiner. Limburg (Lahn). Jahrgang 1910. S. 235.

⁶⁵⁾ Stern von Afrika. Jahrg. 1911. S. 161/62 u. 167.

schuldigen, indem er schreibt: „Die abseits gelegene Mission hatte man bei den Schutzmaßnahmen übersehen. Auf sie wurde man erst aufmerksam, als die Angelusglocke zu Mittag läutete.“⁶⁶⁾

Und so wie in Kamerun und Indien klingen die Angelusglocken auch in China und Japan, bei den Eskimos und den Indianern von Nord- und Südamerika und überall da, wo sich Glaubensboten für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden tatkräftig und selbstlos einsetzen.

Was der geistreiche Franzose Chateaubriand⁶⁷⁾ von dem Glockenruf im allgemeinen sagt, kann man mit vollem Recht in erster Linie von der Angelusglocke sagen: „Mir erscheint der Umstand sehr wunderbar und bemerkenswert, daß die Kunst erfunden ward, durch einen Klöppelschlag in ein und derselben Minute in tausend verschiedenen Herzen ein und dieselbe Empfindung zu erwecken; daß man Wind und Wolken zwang, sich gleichsam mit unseren Gedanken zu beladen.“⁶⁸⁾

V. Bedeutung des Angelusläutens.

Das Angelusläuten hat einen großen und tiefgreifenden Einfluß auf das religiöse und sittliche Leben ausgeübt.

Namentlich in den katholischen Dörfern bedeutete es

eine erziehlische Macht erster Ordnung.

„Es schlägt an; betet den Engel des Herrn!“ war Mutters oder Vaters Gebot namentlich beim Abendläuten. Wenn wintertags das Getreide in der Scheune im Zwei- oder Dreitakt mit dem Flegel gedroschen wurde, geschah abends beim ersten Anschlag der Glocke zum „Engel des Herrn“ der letzte Flegelschlag.

Hatte sich in jugendlichem Eifer das Spiel der Kinder auf dem Dorfanger bis zum Abendläuten ausgedehnt, dann verstummten Lärm und Fröhlichkeit, sobald die Glocke klang, und alle eilten heim, so schnell sie konnten. „Beim ‚Anschlagen‘ gehören die Kinder ins Haus!“ Das war ungeschriebenes Familien- und Dorfgesetz. Und gar oft erzählten die Eltern und Großeltern, daß in ihrer Jugendzeit, am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, kurz vor dem Abendläuten der Pfarrer oder der Lehrer, oft auch beide, die Dorfstraßen entlang gingen, um nach dem Rechten zu sehen. Die letzten Spätlinge, die sich vom Spiel nicht trennen können, flüchteten dann mit Bindeseile hinter das schützende Tor des heimatischen Hofes, damit nicht am folgenden Tage in der Schule ein Strafgericht — wenn auch nur ein mildes — über sie hereinbreche.

⁶⁶⁾ Stern von Afrika. Jahrg. 1917/18. S. 175.

⁶⁷⁾ Staatsmann und Schriftsteller 1768—1848.

⁶⁸⁾ Chateaubriand: Oeuvres complètes, XIII. p. 133 — bei Walter, a. a. D.

So wurde das Abendläuten ein Erzieher zu Zucht und Ordnung, nicht nur für die kleineren Kinder, sondern auch für größere, besonders für die halbwüchsigen Jungen und Mädchen; ein Mahner zu Ordnung und Pünktlichkeit, der zeitlebens nicht verstummte und später oftmals in kritischen Stunden dem jugendlichen Übermut Halt gebot.

Der „Engel des Herrn“ verhalf in meinem Heimatdorfe auch zu einer guten, vorbildlichen Kirchenzucht.

Nach jedem Gottesdienste, an Werktagen und an Sonntagen, betete der Lehrer, der zugleich Organist war, von der Orgelempore aus den Engel des Herrn vor, und die Gemeinde antwortete. Keinem Kirchenbesucher wäre es eingefallen, vor dem letzten Amen seinen Platz zu verlassen und durch seinen vorzeitigen Weggang die anderen zu stören.

„Das Angelusläuten hat auch der gesegneten Frau manches an sittlichen und lebensbejahenden Werten zu geben gewußt.

Das gilt namentlich für manche Teile Südbayerns. Betet man doch in diesen Gegenden zum „Engel des Herrn“ noch den Zusatz: „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesorgen hast!“ (Lukas 11, 27.)⁷⁰⁾

Beim Versenken in das tiefe Geheimnis der Menschwerdung des Gottessohnes muß etwas übergehen von dem Feuer des Glaubens der allerseeligsten Jungfrau Maria auf die Seele jedes Christen, vor allem auf die Seele einer Mutter, und dort will der Glaube Ähnliches wirken, wie er in Maria wirkte: Zuversicht, Opfermut, Liebe, Frieden und Freude.

Das Angelusläuten läßt selbst nach einem bewegten Leben die schuldlosen Tage der Kindheit wieder lebendig werden und bringt der zerrissenen Seele Frieden und Ruhe.

Napoleon, den die Wogen der Französischen Revolution emporgetragen hatten, ein Kind der „Aufklärung“, der Papst Pius VII. allerlei Unbilden zufügte und das Oberhaupt der Kirche in Savona und Fontainebleau gefangen hielt, der einst meinte, „er müsse erst ‚einige Priester‘ einen Kopf kürzer machen, um ins Reine zu kommen“ — vermischte plötzlich den Glockenklang, da er selbst als Gefangener auf St. Helena saß.

Als er den Schlußstrich unter die Bilanz seines Lebens ziehen mußte, schrieb er von der Felseninsel im Atlantischen Ozean: „Unter den Dingen, die ich entbehre, ist eines der bedeutendsten das Läuten der Glocken,

zumal das Läuten des Angelus.

Niemals im Leben habe ich Glocken gehört, ohne im Innersten tief bewegt

⁷⁰⁾ Schreiber, Dr., Universitätsprofessor, Mutter und Kind in der Kultur der Kirche. Freiburg i. Br. 1918.

zu werden, und meine Seele kehrte zurück zu den schuldlosen Tagen der Kindheit und ruhte aus auf den Klängen des Angelus.“ —

Die Angelusglocke zeigt den Gottsuchern den Weg zum Heile.

Bei ihrer orientalischen Reise im Jahre 1843 hörte die damals noch protestantische Gräfin Ida Hahn-Hahn⁷¹⁾ auf dem Berge Karmel an einem Abend das Angelusglöcklein. Dieser Glockenruf scheint zum ersten Male die Sehnsucht nach dem katholischen Glauben in ihrem Herzen geweckt zu haben. Sie schreibt: „Ave Maria! Da läuten sie den Tag zur Ruhe. Wie es feierlich klingt das Glöckchen, das mit seiner hellen Stimme in der Einsamkeit der Berge und am rauschenden Meere ebenso gut dem großen Gott das Abendslied der Seelen zuträgt, wie Flut und Wind ihm das der Natur aussprechen!“

Ave Maria! Das ist der Gruß des Friedens, und diesen rufe ich Ihnen zu, meine Emy⁷²⁾, Ihnen und allen den Meinen, vom Karmel nach dem fernen Europa und recht in das Herz von Deutschland hinein. Hier ist Gott und keine Götzen neben ihm. Erquickt, wie ich, muß die arme Muschel sich fühlen, die einmal sich geöffnet hat, um einen Taupropfen zu empfangen. An den Libanon werde ich mein Lebtag denken, Israel, zu deinen Zelten.“⁷³⁾

In einer psychologischen Studie über die Gräfin Hahn-Hahn bemerkt Haffner zu diesen Worten: „Das ist wunderbar geschrieben und offenbar geschrieben, wie im Herzen empfunden. Sollte man nicht sagen dürfen, sie habe auf dem Karmel in dem „Abendslied der Seelen“

die Stimme der Mutter des Erbarmens vernommen, welche seit Jahrhunderten dort ihre Wohnung hat?“⁷⁴⁾

Sieben Jahre nach dem Rufe der Angelusglocke auf dem Karmel erfüllte sich die Sehnsucht dieser Gottsucherin, sie kehrte in den Schoß der katholischen Kirche zurück.⁷⁵⁾

Das eigentliche Angelusläuten mit dem Einheitsgebet: Der Engel des Herrn, wie es sich im Laufe der Zeit herausgebildet hat, haben unsere evangelischen Mitbürger, deren Voreltern sich in Hildesheim schon 1542 von der katholischen Kirche trennten, nicht mehr erlebt, seinen Zauber auf Geist und Gemüt nicht mehr empfunden. Aber die Glocken vieler Kirchen aus dem

⁷¹⁾ Geb. 1805 zu Treßow in Mecklenburg; gest. 1880 in Mainz.

⁷²⁾ Emy, Gräfin Stolberg, war die Freundin von Ida Hahn-Hahn.

⁷³⁾ Orientalische Briefe. Band II. S. 135.

⁷⁴⁾ Haffner, Dr. Paul. Ida Gräfin Hahn-Han. Eine psychologische Studie. Frankfurt a. M. S. 123.

⁷⁵⁾ Am 26. März 1850 legte sie ihr Glaubensbekenntnis in die Hände des Propstes Kettler von St. Hedwig in Berlin nieder, der unterdessen (15. 3. 1850) zum Bischof von Mainz ernannt worden war.

Mittelalter, die heute zum evangelischen Gottesdienste laden, haben schon einmal zu Ehren der Gottesmutter zum Ave und zu Ehren des bitteren Leidens unseres Erlösers am Freitag geläutet. Auch heute klingen sie noch, vor allem mittags und abends, zu einer Zeit, wo wir Katholiken den „Engel des Herrn“ beten. Das ist ein Überbleibsel aus katholischer Zeit; nur versteht man dieses Klingen heute nicht mehr. Ein irdischer Zweck, Mittag und Feierabend, oder eine Sage von der verirrtten Jungfrau, die der Glocken Klang wieder auf den rechten Weg führte, muß die Lücke ausfüllen, um dem Läuten eine Deutung zu geben.

VI. Dichterworte zum Angelusläuten.

Glockenklang ergreift das Herz jedes empfänglichen Menschen und läßt dessen zartesten Saiten erklingen. Eine ganz besondere Stimmung erweckt die Angelusglocke, ob sie erklingt am taufrischen Morgen, in heißer Mittagsstunde oder im verdämmernden Abend. Immer öffnet sich das Herz den Tönen, die es umschmeicheln. Alle Erdenschwere fällt von ihm ab, und des Menschen Gedanken steigen hinauf in selige Himmels Höhen, zu preisen die allerseeligste Jungfrau, die Mutter des Sohnes Gottes wurde. Das hehre Geheimnis, das die Glocke kündet, sucht der Mensch zu begreifen im Gebet, das seine Lippen sprechen: Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft!

In reichem Maße haben fromme und gläubige Dichter diese Stimmung empfunden und in herrlichen Strophen ausgedrückt, was ihre Seele bewegte.

Der Vater, der dem Sohne beim Abschied die Hand drückt, als die Angelusglocke läutet, mahnt den Scheidenden:

„D nimm ihn mit den Glockenklang
auf allen deinen Wegen!
Es ist der Heimat letzter Sang,
für Dich der letzte Segen!“ —

Emmanuel Geibel (1815—1884), der sich rühmen darf, „daß ihm der Dichtung heil’ger Brunnen aus dem Felsen quillt, der die Kirche trägt“, empfindet den Zauber der Abglocken in den Lagunen von Venedig.

Wie in Verückung schaut er den Himmel offen und sieht die Engel mit Lilienstäben am Throne des Vaters knien. Die Lieder der sel’gen Geister, die feierlich herniederschweben, vermischen sich mit den Lobliedern der Menschen, die zum Himmel steigen.

„Wenn die Glocke tönt,
so lächeln Erd’ und Himmel mild versöhnt.“

Abendfeier in den Lagunen von Venedig.

„Ave Maria! Meer und Himmel ruhn;
von allen Thürmen hallt der Glocken Ton:
Ave Maria!

Laßt vom ird'schen Thron,
zur Jungfrau betet, zu der Jungfrau Sohn.
Des Himmels Scharen selber knien nun
mit Lilienstäben vor des Vaters Thron.
Und durch die Rosenwolken wehn die Lieder
der sel'gen Geister feierlich hernieder.

O heil'ge Andacht, welche jedes Herz
mit leisem Schauern wunderbar durchbringt!
O sel'ger Glaube, der sich himmelwärts
auf des Gebetes weißen Fittich schwingt!
In milde Tränen löst sich da der Schmerz,
indes der Freude Jubel sanfter klingt.
Ave Maria! Wenn die Glocke tönt,
so lächeln Erd' und Himmel mild versöhnt.“

Alphonse de Lamartine (1790—1869) ist die Glocke eine Mahnerin daran, den Herrn der Welt nicht zu vergessen, der Frieden in das Herz des Veters senkt. An den Schluß stellt er das ergreifende Bild der Mutter, umgeben von ihren Kleinen, „deren Händchen sich der Mutterhand vereinen.“

„Ave-Glocke klingt an jedem Orte.
Willst du wissen ihres Liedes Worte?
„Jedes Tages Morgen ist des Herrn;
sein gedanke unterm Abendstern.“
Mit dem Herzen, das noch kindlich glaubt,
hebt der Landmann das gebräunte Haupt
und entblößt es, wendet sich entgegen
fromm dem Glockenturm und spricht den Segen.
Aus den rauhen Händen, die gefaltet,
gleitet jetzt der Stachel: Friede waltet
ob dem Veter, und der Klang erhebt
hoch die Seele, die im Staube lebt.
Neben ihrer Mutter knien die Kleinen,
ihre Händchen sich der Mutterhand vereinen.“

Lord George Noel Gordon Byron (1788—1824), der im griechischen Freiheitskampfe in Missolonghi den Tod fand, besingt in innigen Versen „die Feierstunde des Himmels, würdig der Jungfrau hehr.“

Die Ave-Stunde.

Ave Maria ertönt es
weithin über Land und Meer.
O Feierstunde des Himmels,
würdig der Jungfrau hehr.

Ave Maria tönt es.
Gefegnet sollst du sein,
o selige Abendstunde.
Wie oft gedenk' ich dein.

Und segne das Land, die Scholle,
wo dieser Stunde Macht
sich in mein Herz gestohlen,
so siegreich, doch so sacht.

Vom fernen Turme hört ich
der tiefen Glocke Klang,
und der scheidende Tag entwandte
zum Himmel den Lobgesang.

Kein Windhauch wollte bewegen
die rosige Wolfenschar;
doch des Waldes Blätter erbeben,
als brächten Gebete sie dar.

Ave Maria ertönt es,
ehe niedersinkt die Nacht:
o Stunde des Gebetes,
o Stunde der Liebesnacht.

Ave Maria! Laß uns
empor, o Jungfrau, schau
zu dir und deinem Sohne
mit kindlichem Vertrau'n.

Ave Maria! Wie lieblich
erscheint mir dein Angesicht,
die tief gesenkten Blicke,
und doch voll Himmelslicht.

Darüber die göttliche Taube:
Und ist es auch nur ein Bild,
so hat es kein Traum erfunden,
nur Wahrheit, hehr und mild.⁷⁶⁾

Ave.⁷⁸⁾

Ein Glöcklein erklinget
im Abendschein;
das jauchzet und singet
in Flur und Rain
ein Ave der Gottesbraut

⁷⁶⁾ Esser, a. a. D. S. 254.

⁷⁷⁾ Esser, a. a. D. S. 51.

⁷⁸⁾ Gedicht von Joseph Schmidt in der „Katholischen Welt“, 40. Jahrgang, 5. Heft.
1928. Limburg a. d. Lahn. Pallottiner-Verlag.

Ein Vöglein voll Freude
stimmt jubelnd ein
ins Avegeläute
des Glöcklein
und singt ein Ave der Hehren.

Nimm auch die Grüße
des Kindes dein:
Dir möcht' ich, o Süße,
ein Ave weihn
beim sinkenden Schein der Sonne.

Du schönste der Frauen,
Maria, mild,
laß ewig mich schauen
dein süßes Bild,
im Himmel ein Ave dir singend.

Marienglocke.⁷⁹⁾

Bei des Glöckleins Silberstimme,
wenn der junge Tag erwacht,
sei der Schützerin im Himmel
meine Huldigung gebracht.

Wenn die goldne Mittagssonne
freudig von den Wolken lacht,
sei beim lieben Glockengruße
Lob der Schützerin gebracht.

Wenn der Menschen Lieb und Haß
ruht im Arm der schwarzen Nacht,
sei des Tages letztes Ave
meiner Schützerin gebracht.

Klingt das Glöcklein mir beim Sterben,
tönt es durch die Grabesnacht,
sei auch dann für mich vom Turme
noch ein Gruß zu ihr gebracht.

VII. Der Engelgruß in der Kunst der Heimat.

Die kirchliche Kunst hat in der Engelsbotschaft allezeit ein stimmungs-
volles Motiv für ihr Schaffen gefunden. Während die Maler die ge-
s-
ch-
i-
c-
h-
t-
l-
i-
c-
h-
e-
i-
t zum Vorwurf nahmen und die Örtlichkeit der Ver-
kündigung in mannigfaltiger Weise ausgestalteten, beschränkten sich die Bild-
hauer und Plastiker meist auf das M-
y-
s-
t-
e-
r-
i-
u-
m selbst. Nur die beiden
Personen, die allerseeligste Jungfrau und der Engel, zeigen dann in Haltung,

⁷⁹⁾ Weißel, a. a. D. S. 35. Aus: Marienlob, Gedicht von P. Augustin
Benziger OSB., Einsiedeln 1903.

Ausdruck und Gebärde die Erhabenheit des Augenblicks, „um die mystische Idee zur Anschauung zu bringen.“⁸⁰⁾

Wie fest der Glaube an die Menschwerdung des Gottessohnes in dem religiösen Bewußtsein des Volkes verankert war, beweisen sämtliche Darstellungen der Verkündigung in den Bildwerken der Stadt Hildesheim.⁸¹⁾

1. Die Plastik am Triumphbogen über dem Lettner im Dome.

Da sehen wir zunächst in den beiden Zwickeln des Triumphbogens über dem Lettner eine plastische Darstellung von „Mariä Verkündigung“.

Sie entstammt der Barockzeit, als das Innere des Domes unter dem Fürstbischof Clemens August, Herzog von Bayern (1724 bis 1761), durch die italienischen Stuckateure Michael Caminada und Carlo Rossi ein neues Gewand erhielt.

Auf Wolken schwebend, erscheint im nördlichen Zwickel, reich gewandet, der Engel Gabriel. In seiner Rechten hält er eine Lilie, die er an die Brust drückt, während er die Linke ehrfurchtsvoll zum Gruße erhebt. Ihm gegenüber, im südlichen Zwickel, kniet die Jungfrau, ganz in sich versunken, auf einem Betstuhl. Hoch über ihr ist ein zierlich gerundeter Baldachin angebracht, dessen herabhängenden Vorhang ein Englein beiseite schiebt und damit den Blick auf den heranschwebenden Engel freigibt. Im Scheitel des Triumphbogens wird Gott Vater sichtbar, als wolle er Gruß und Auftrag seines Boten bestätigen, die Rechte erhoben, in der Linken die Weltkugel haltend, die ein goldenes Kreuz schmückt. Von den goldenen Strahlen, die vom Vater in der Richtung zur Jungfrau ausgehen, erblickt man den Hl. Geist in Gestalt einer Taube. Es ist hier der Augenblick festgehalten, wo Maria ihr Fiat! gesprochen hat, „geschehen möge mir nach deinem Wort!“ In vollkommener Freiwilligkeit hat sie sich als demütige Magd des Herrn dem Willen des allmächtigen Gottes untergeordnet, in klarer Erkenntnis auch das Leid auf sich genommen, was mit diesem Fiat! notwendig verbunden war, „sozusagen die Pflicht, zu leiden und das Leid zu fühlen.“⁸²⁾ „So fiel auch schon in die erste Stunde ein Schatten des Kreuzes. Denn auch das gehörte zur vollen Bereitwilligkeit, daß wenigstens ein Ahnen da war, wie weit Gott nun gehen würde nach dieser Annahme seines Willens. Wäre sie vor Leid zurückgebebt, wäre sie nicht die jungfräulich starke Mutter des Herrn.“⁸³⁾

Die Künstler haben in vollem Bewußtsein dessen, was sie schufen, gerade diese Szene der Verkündigung über den in den Triumphbogen hineinragenden Lettner gesetzt. Sie bedeutet ja Anfang und Aus-

⁸⁰⁾ Dögel, Heinrich: Christliche Ikonographie I, S. 150. Freiburg i. Br. 1894.

⁸¹⁾ Nur diese wurden in der Arbeit allein in Betracht gezogen.

⁸²⁾ ⁸³⁾ Dillersberger, a. a. D. 142/143.

gang der Erlösung des Menschengeschlechtes, während die Darstellungen des Lettners mit dem zur Höhe ragenden Kruzifix die Vollendung der Erlösung anzeigen. Wiederum sehen wir Maria, diesmal unter dem Kreuze ihres göttlichen Sohnes stehend. „Da bringt sie von neuem ihr Fiat, ihr Ja und Amen, dar. Und wie das große Opfer des Sohnes vollbracht ist, da endlich ist auch das Fiat, das Jawort der Verkündigung, erfüllt.“⁸⁴⁾

So bildet die von Lettner und Triumphbogen geschaffene Schmuckwand des Domes ein einheitliches Ganzes.

Der steinerne Lettner des Domherrn Arnold Fridag (1536—1543) mit seinen Symbolen des Erlösungstodes Christi, aus der Zeit der Renaissance, gekrönt von dem Kruzifixus, der noch dem früheren hölzernen Lettner aus der Zeit der Gotik entstammt, und die in Barock ausgeführte Verkündigung verkörpern zugleich drei Perioden christlicher Kunst, deren Bildwerke, in verschiedenen Jahrhunderten entstanden, doch in glücklicher Weise harmonisch zusammenstimmen und als stumme Predigt immer von neuem die Beschauer fesseln und ihnen das Wunder der Erlösung vor Augen führen.

2. Eine kunstvolle Schnitzarbeit am Chorgestühl des Hildesheimer Domes.

Eine zweite Darstellung der Verkündigung zielt einen der Chorstühle im Hochchor des Domes.

Das Chorgestühl gehört dem Ende des 14. Jahrhunderts an; es ist wichtig, aber einfach und schlicht aufgebaut. Nur die östlichen Wangen haben in schwungvollen, fein ausgeführten Formen kunstvolles, durchbrochenes Schnitzwerk.

Der Aufbau an den Wangen der beiden Chorstühle setzt sich aus zwei kräftigen Baumästen zusammen, von denen der nach oben strebende in Form eines Bischofsstabes nach unten, der andere, abwärts gerichtete, in derselben Weise nach oben gebogen ist. Aus dem Blattwerk der Krümmungen schauen Halbfiguren von Propheten heraus, die Spruchbänder tragen.

Zwischen den Krümmungen aber befinden sich auf den Wangen beider Chorstühle, frei und durchsichtig, je ein Hauptbild: auf der südlichen Wange die Darstellung Jesu im Tempel, auf der nördlichen aber die Verkündigung der Geburt Christi.

Das Bild der Verkündigung zeigt nur die beiden Hauptpersonen: Maria und den Engel. Sie stehen auf Konsolen und haben über sich je einen gotischen Baldachin, so daß sie wirkungsvoll aus dem übrigen Schnitzwerk heraustreten.

⁸⁴⁾ Lang, a. a. O. S. 57.

Ein senkrecht stehender knospentragender Stab, wohl eine Lilie, in bauchiger Base, scheidet beide voneinander.

Die allerfeligste Jungfrau Maria steht rechts. Sie trägt schlichtgescheiteltes Haar, das über den Rücken herabfällt, und ein einfaches Kleid, das auch die Füße verdeckt. Die linke Hand hält sie auf das Herz gepreßt, um wohl das Erschrecken anzuzeigen, als des Engels Gruß ihr Ohr trifft. Das leicht geneigte Haupt und der sinnende, nach innen gerichtete Blick deuten hin auf das Nachdenken darüber, was dieser Gruß bedeute. Von oben herabkommend, sieht man den Hl. Geist in Gestalt einer Taube.

Der Engel, eine hohe, kraftvolle Gestalt, mit leicht geöffneten Flügeln, stolzem, freiem Blick und lockigem, über die Schultern wallendem Haar, zeigt mit der Linken nach oben. Er trägt ein kostbares, dreimal gerafftes Kleid, das in schönen Falten am Körper herniederfließt. Der Bote Gottes ist sich seiner Würde, Träger der Botschaft des Allerhöchsten zu sein, bewußt, zeigt aber in Haltung und Gebärde die große Ehrfurcht gegen Maria, der sein Gruß und seine Botschaft gelten.

Der Meister dieses Kunstwerkes hat viel Sorgfalt und Liebe auf seine Schöpfung verwandt, aber auch nichts versäumt, um den tieferen Gehalt der Szenerie einprägsam und anschaulich in Erscheinung treten zu lassen.

Das beweisen u. a. auch die Halbfiguren der Propheten in den Krümmen der Stäbe.

Die gekrönte Gestalt in der Mitte der oberen Krümme trägt einen Kronreif und scheint mir auf den Propheten Isaias hinzudeuten, dessen Weissagung: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird sein Emmanuel, d. h. Gott mit uns!“ (Is. 7, 14) hier in Erfüllung geht. Ein Spruchband rollt von seiner Hand hinab in den lichten Raum und wird von der Jungfrau erfaßt und gehalten. Die Mittelfigur der unteren Krümme trägt eine reiche, goldene Krone. Es ist David, der König, einer der Stammväter des Erlösers, der mit ernstem Gesicht und erhobenem Finger bedeutsam nach oben zeigt, wo auch die Erfüllung einer anderen Weissagung des Propheten Isaias sich naht: „Es wird ein Zweig aus der Wurzel Jesse hervorsprossen, und eine Blume wird aus seiner Wurzel aufblühen, und der Geist des Herrn wird auf ihm ruhen.“ (Is. 11, 1.)

Was der große Kirchenlehrer St. Augustinus so treffend von dem Verhältnis des Alten Testaments zum Neuen Testament sagt: „Novum Testamentum in Vetere latet, Vetus in Novo patet“, „das Neue Testament ist im Alten verborgen, das Neue im Alten erklärt“, ist in dieser Szene außerordentlich plastisch dargestellt.

In dem gotischen Giebelfelde dieser Wange mit seinen flammenartig aufsteigenden Krapfen, das den Aufbau krönt, ist in geschickter Raumverteilung die Geburt Jesu angebracht, die in etwa an die Geburtsszene der Bernwardstüren erinnert.

3. Ein Alabasterrelief am Kreuzaltar des Hochchors im Dom.

Der Altar des Hochchors, woran die Konventualämter des Domkapitels abgehalten werden, besteht in seinem Aufbau aus poliertem schwarzem Marmor. Auf seiner Zinne stehen die silbervergoldeten Särge des hl. Godehard und des hl. Epiphanius.

Als im Jahre 1898 die Rückwand abgenommen wurde, entdeckte man unter dieser Elfarbensicht fünf feine Alabasterreliefs, „deren kunstvolle Bemalung und Vergoldung noch klar zu erkennen war . . . und deren Technik an die vollendetsten Arbeiten dieser Art, z. B. an die Marmorreliefs am Grabmal Maximilians I. in der Hofkirche in Innsbruck, erinnert.“⁸⁵⁾

Die Reliefs wurden von Prof. Rüsthardt und seinen Söhnen in ihrer ursprünglichen Schönheit wieder hergestellt.

Eines derselben, in der oberen Reihe auf der Epistelseite des Altars, stellt die Verkündigung dar. In einem, mit einfachem Hausrat ausgestatteten Gemache kniet Maria auf einem kostbaren Kissen am Boden, überwältigt von der Erscheinung des Engels, seinem Gruß und seiner Botschaft. Über der Jungfrau erblickt man den hl. Geist in Gestalt der Taube in goldstrahlendem Nimbus, von lieblichen Engelsköpfchen umgeben.

4. Mariä Verkündigung auf einem Gemälde an der Südwand des Mittelschiffs im Dom.

In hellen, lichten Farben findet sich auch ein Gemälde der Verkündigung in der Reihe der Bilder aus dem Leben Jesu an der Südwand des Mittelschiffs im Dom.

5. Ein Relief des Engelsgrußes an den Bernwardstüren.

An den Bernwardstüren, die Fall und Erlösung der Menschheit in charakteristischen Bildern einander gegenüberstellen, durfte als Anfang der Erlösung die Verkündigung nicht fehlen.

Der rechte Türflügel zeigt darum als erstes Bild (von unten beginnend) den Engelsgruß.

In einem Arkadenhofe steht Maria. Ein schlichter Stuhl zur Linken sagt uns, daß sie sich beim Erscheinen des Engels von ihrem Sitze erhoben hat. Mit geneigtem Haupte hört die Jungfrau in Ehrfurcht Gruß und Botschaft des Gottesboten.

⁸⁵⁾ Cassel und Ritter, Hildesheimer Domführer. 1894. S. 35.

6. Der Engelgruß auf dem Hausaltärchen des Bischofs Eduard Jakob von Hildesheim.

Dem großen Freunde echter und wahrer Kunst, Bischof Eduard Jakob von Hildesheim (1841—1870), gelang die Erwerbung eines kostbaren Hausaltärchens mit dem Bilde der Verkündigung. Sein Nachfolger, Bischof Wilhelm Sommerwerck (1871—1905), kaufte es aus dessen Nachlaß für den Bischöflichen Stuhl.

Heute ist es ein Kleinod unseres Domschatzes.

Kein Geringerer als Fra Giovanni (Johannes) Angelico — nach seinem Geburtsorte Fiesole bei Florenz meist Fra Angelico da Fiesole genannt — (1387—1455), der nicht müde wurde, immer von neuem dieses Mysterium in seiner erhabenen Schönheit und gemühtiefen Innerlichkeit zu malen, ist der Meister dieses Kunstwerks.

Die „Verkündigung“ auf der Außenseite der beiden Altarflügel hebt sich von dem fein gemusterten Goldgrunde recht wirkungsvoll ab.

Auf schmalem Raum kniet auf einem einfachen Fußbänkchen aus Holz die allerseligste Jungfrau. Die jugendliche, fast kindliche Gestalt ist eingehüllt in einen blauen Mantel, der in schön durchmodellierten Falten den Körper ganz umschließt. Der hochgeschlagene hellere Kragen läßt das zarte, von Locken umrahmte Gesicht „als Ideal der Heiligkeit in lieblicher Holdseligkeit, voll Unschuld und Herzenzeinfalt“, in seiner Tönung fast plastisch hervortreten. — Der Mantel ist vorn leicht geöffnet, man sieht ein rotes Gewand, und die Öffnung gestattet, die Arme vor der Brust kreuzweise übereinander zu legen. Die Rechte hält dabei noch ein kleines, geöffnetes Büchlein. Über dem feinstrahligen goldenen Nimbus der Jungfrau schwebt der hl. Geist in Gestalt der Taube.

Vor Maria steht, jugendfrisch wie sie selbst, der Engel in einem prunkvollen Kleid, reich von Bordüren durchzogen und mit Bordüren besetzt.

Den linken Fuß vorgestellt, die Arme kreuzweise übereinandergelegt, den Nacken vorgebeugt und den Kopf leicht geneigt, begrüßt er die von Gott ausgewählte Mutter seines Sohnes und richtet seine Botschaft aus, ehrfürchtig und untertänig.

Madonnen und Engel sind Fra Angelicos Lieblingsgestalten, das beweist auch unser Bild. Sagte man doch seinerzeit von ihm, er habe den Himmel offen gesehen, und der Geist des hl. Franziskus sei in ihm noch einmal lebendig geworden. Dem großen Maler Michelangelo aber legt ein Dichter die Worte in den Mund:

„Wenn nicht Johannes (Giovanni) ist im Paradies gewesen, sich an Mariens Antlitz zu erbauen, so stieg Maria auf die Erde nieder und ließ ihn hier ihr holdes Antlitz schauen.“

7. Die „Verkündigung“ am nordwestlichen Domportal in Hildesheim.

Auch an der Außenfront des Domes befindet sich eine Darstellung von Mariä Verkündigung.

Die beiden Hauptfiguren, Maria und der Engel, stehen zu beiden Seiten des nordwestlichen Eingangs zum Dom, an den Flanken der Eingangshalle, die in gleicher Architektur entstanden ist, wie die an den romanischen Dom später angebauten gotischen Kapellen, und deren Reihe endet.

Der Standplatz der Jungfrau ist ein Strebepfeiler der Kapellenwand, der, vom Boden aus, etwa 1 Meter hoch durch Mauerwerk verbreitert ist, während der Platz für den Engel in gleicher Höhe in die abgeschrägte Ecke, die den gesamten Kapellenanbau abschließt, eingefügt ist.

Beide Figuren stehen unter gotischen Baldachinen, die beide in einer Nische mit Kreuzblume endigen. Um die Baldachine, die sich an die Wand anlehnen und nicht fest mit ihr verankert sind, zu stützen, werden sie noch von je zwei Säulchen getragen, so daß kleine „Heiligenhäuschen“ entstanden sind, die sich nach drei Seiten öffnen.

Der Engel kommt hier von der rechten Seite, während er bei den bisher beschriebenen Darstellungen von links kommend vor die Jungfrau tritt. Ein weiter Mantel, von einer Spange gehalten, umschließt den jugendlichen Gottsboten. Er hat den Kopf leicht zur Seite geneigt, um von seinem Häuslein aus die Jungfrau zu sehen. Ein himmlisches Leuchten liegt auf seinem Antlitz. Der Mund ist leicht geöffnet, als spräche er die Worte, die er auf seinem Spruchband trägt: „Ave Maria, gratia plena, Dominus tecum!“ Ehrfurcht vor der Gebenedeiten ist der Ausdruck seines Wesens in Haltung und Gebärde.

Stehend empfängt Maria Gruß und Botschaft des Engels. Ein Kleid in gotischem Faltenwurf läßt nur die Spitze eines Fußes sehen. Der Schleier ist zurückgeschlagen, so daß sie dem Beschauer das volle Antlitz zuwendet. Ein überirdischer Glanz verklärt auch ihr Gesicht. In ehrfürchtigem Erschauern hat sie die Augen halb geschlossen. Die Linke hält ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, und die Finger der Rechten scheinen auf eine Stelle des Buches zu deuten, die auf das Mysterium hinweist, das sich jetzt an ihr vollzieht. Sie, die Tempelschülerin, die die hl. Bücher des Alten Bundes ebenso gut kennt wie ein Rabbi, weiß, daß in diesem Augenblicke Gott ihr naht und mit ihr sein will, wie der Engel verkündet hat.

8. Der Engelgruß an der äußeren Sakristeiwand an der Südseite der St. Andreaskirche.

Diese Sandsteinplastik der „Verkündigung“ stammt wohl aus derselben Zeit wie der Engelgruß am Dom. Auch hier stehen die beiden Figuren der Jungfrau und des Engels an der Außenwand des Gotteshauses, aber wesentlich höher als am Dom. Ihren Standort haben sie auf Konsolen, die von zierlichen Rundsäulen mit fein ausgearbeiteten Kapitälern getragen werden. Diese Säulchen entsprossen dem pyramidenförmig abgedeckten Vorbau an zwei benachbarten Strebe Pfeilern.

Die Baldachine über den Figuren sind fest mit der Wand verbunden und endigen, wie am Dom, in einer Nische, die in einer Kreuzblume gipfelt. Der Baldachin über dem Engel hat Nische und Kreuzblume verloren, da der weiche Sandstein im Laufe der Jahrhunderte infolge von Witterungseinflüssen zerstört wurde. Die feste Verbindung der Baldachine mit der Wand macht Stützen entbehrlich, so daß die Figuren ganz frei stehen.

Ehrfurcht ist auch bei diesen beiden Figuren die Grundstimmung der Darstellung.

Der Engel, hier wieder links stehend, ist vor der hoheitsvollen Gestalt der Jungfrau in die Knie gesunken, ehe er Gruß und Botschaft des Allerhöchsten, die er gleichfalls auf einem Spruchbilde trägt, ausrichtet. Maria, ohne Schleier, deren volles Haar über die Schultern herabfällt, ist trotz aller Würde, die sich in Blick und Haltung kundgibt, die demütige Magd des Herrn. Wie am Dom, so ist sie auch hier die Wissende, die gleichfalls auf die Stelle eines aufgeschlagenen Buches deutet, das sie in der Hand hält, zum Zeichen, daß sie erkennt, was Gott von ihr begehrt und was ihr Antwort bedeutet.

9. Mariä Verkündigung auf dem Brüstungsbilde eines kleinen Bürgerhauses in der Eckemeckerstraße.

Ganz anders als die vorhergehenden Darstellungen, die nur Ruhe und Stille atmen, ist das Bild der „Verkündigung“ an einem kleinen Bürgerhause in der Eckemeckerstraße aus dem Jahre 1609. Hier erscheinen die Figuren leidenschaftlich bewegt. Mehr als drei Jahrhunderte hat das Bild, mit dem Stichel in hartes Eichenholz gegraben, Wind und Wetter getrotzt und trotz der Verwitterung nichts von seiner Wucht verloren, die doppelt beängstigend wirkt, weil sich der Vorgang in einem so kleinen, gedrückten Raume abspielt.

Wie eine Windsbraut stürmt der Engel in das Kammerlein, mit wehen- dem Mantel und flatterndem Haar. In der Linken trägt er einen mächtigen Lilienbusch mit drei Blüten. Blätter und Blüten scheinen noch zu zittern. Die Rechte weist mit einem Ruck nach oben, wo über der Jungfrau in goldener Gloriole der Hl. Geist in Gestalt der Taube erscheint. Das mitten im Zimmer

stehende Pult, vor dem die Jungfrau beim Erscheinen des Engels las oder betete, wie das aufgeschlagene Buch anzeigt, hat ihm Halt geboten.

Maria ist vor Schrecken auf einen hinter ihr stehenden Sessel gesunken und streckt dem Engel beide Hände, wie abwehrend, entgegen. Die Darstellung ist kein Werk großer Kunst. Sie führt uns in das Zimmer eines städtischen Kleinbürgers der damaligen Zeit. Die linke Hälfte der Bildtafel ist der Erscheinung des Engels vorbehalten. Die Wolken, die ihn hierher getragen, füllen noch einen Teil des Raumes. Der vom Bildschnitzer angedeutete Heiligenschein ist heute unter einer verständnislosen Bemalung zu einem kleinen Käppchen geworden.

Ein schmales, viereckiges Pult mit horizontaler Platte teilt den Raum. Die rechte Hälfte nimmt ein unförmlicher Lederstuhl ein, neben dem ein grüner Busch in einer Vase steht. Hinter dem Stuhl werden Vorhänge sichtbar, die einen weiteren Raum abschließen. Maria ist eine deutsche Kleinbürgerin in mittelalterlicher Tracht, der jede Anmut fehlt. Das Bild zeigt aber, wie man auch den unteren Schichten des gläubigen Volkes das Mysterium der Menschwerdung nahe zu bringen versucht hat.

VIII. Treues Festhalten an dem altherwürdigen Brauche, beim Angelusläuten den „Engel des Herrn“ zu beten.

Seit Hunderten von Jahren läuten auch in unserem schönen Vaterlande die Glocken zum „Engel des Herrn“, und seit dieser Zeit falteten sich die Hände von Millionen und aber Millionen Menschen, von alt und jung, von groß und klein, von vornehm und gering, um die allerseligste Jungfrau zu preisen, die das Heil der Welt geboren. Ein unendlicher Segensstrom hat sich über die Familien, die Gemeinden, das gesamte Volk und das Land ergossen. In trüben Zeiten hat dieser belebende Segensstrom das freudlose Dasein erhellt, die Opfergesinnung gestärkt und das verglimmende Hoffnungsflämmchen immer von neuem genährt und entzündet. Wenn dann wieder bessere Zeiten kamen, die dunklen Wolken sich verzogen hatten und die Sonne hell vom blauen Himmel strahlte, hat er Hochmut und Stolz eingedämmt und die Dankbarkeit gegen den allweisen Lenker der Menschengeschicke wunderbar befruchtet. Und die Menschen wurden nun erst recht nicht müde, mit Herz und Mund dem Allmächtigen immer wieder zu huldigen, der Maria zur Mutter seines eingeborenen Sohnes erkoren, der freiwillig der Menschen Erbschuld am Kreuzestamme tilgte, während seines irdischen Wandels ihnen den rechten Weg zum Vater wies und von da an unter der Gestalt der kleinen Hostie im Tabernakel für immer unter uns weilt bis zum Ende der Zeiten.

Kein Gebot Gottes oder der hl. Kirche hat die Menschen je verpflichtet, beim Angelusläuten zu beten; es ist nur ein frommer Brauch, nichts mehr und nichts weniger.“⁸⁶⁾

Aber dieser fromme Brauch entsprang dem tiefsten und seligsten Erkennen des menschlichen Verstandes und wuchs aus den Tiefen des liebenden Menschenherzens, wo er eingebettet geschlummert hatte. Es galt ja, eine Dankeschuld abzutragen gegen den allgütigen und allbarmherzigen Gott. Was der einzelne im Laufe vergangener Jahrhunderte gestammelt hatte, erhielt Gehalt und Form durch die kristallklaren Sätze des „Engel des Herrn“, die nun gern und freudig gebetet wurden.

Es war eine glaubensfreudige Zeit, die das Gebet schuf, es waren glaubensfrohe Menschen, die es beteten.

Die Zeit ist noch nicht fern, wo beim Klang der Angelusglocke der vom Felde heimkehrende Bauer in hildesheimischen Landen, auf dem Eichsfelde, auf dem Westerwalde, im Rheinland, im Ermlande, in Schlesien und anderwärts, Hut oder Mütze abnahm und über dem Arbeitsgerät, das er über der Schulter trug, dem Spaten, der Hacke, dem Rechen oder der Sense, die harten Arbeits Hände faltete und den „Engel des Herrn“ betete, und kein ihm Begegnender ihn in seiner Andacht störte — wo auch in Haus und Hof für kurze Weile aller Lärm verstummte — wo man im Wirtshaus die Unterhaltung unterbrach, die Pfeife still beiseite stellte und die Hände faltete, — wo selbst im Getriebe der Stadt der Mann das Haupt entblößte und still und gesammelt seine Straße zog.

Es muß ein eindrucksvolles und ergreifendes Bild gewesen sein, als in Bayern unter dem Kurfürsten Maximilian I. (1570—1651) beim ersten Anschlagen der Angelusglocke jeder Verkehr aufhörte, der Reiter vom Pferde stieg, die Kutscher ihre Gefährten anhielten und Damen und Herren ihren Platz verließen, der Fußgänger stehen blieb, wo er gerade ging, und alle niederknieten, um den „Engel des Herrn“ zu beten. Es geschah dieses allerdings in der schweren Zeit des Dreißigjährigen Krieges auf des frommen Kurfürsten Befehl, dem er selbst samt seinem Hofe mit der größten Gewissenhaftigkeit nachkam; aber niemand nahm Anstoß an diesem Gebot, weil es seinem eigenen Gefühle entsprach.

Der aufmerksame Beobachter, der heute die deutschen Lande durchwandert, wird gestehen müssen, daß der fromme Brauch, beim Angelusläuten den „Engel des Herrn“ zu beten, sich nicht mehr der Wertschätzung erfreut, die er früher hatte, und die ihm von Rechts wegen zukommt. Der Gründe gibt es manche, die zur Entschuldigung dienen sollen.

⁸⁶⁾ Lang, a. a. D. S. 10/11.

Im Lärm und Treiben der großen, volkreichen Städte hört man kaum den Klang der Angelusglocke; die gesamte Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens und die Forderungen des Verkehrs lassen weder Ruhe noch Sammlung aufkommen, die zu einem Ausblick nach oben nötig sind. Aber auch auf dem Lande, in unseren katholischen Dörfern und Kleinstädten, wo die Angelusglocke kaum überhört werden kann, lärmen Jungen und Mädchen auch beim Angelusläuten noch auf Straßen und Gassen, und selbst dann, wenn zu dieser Zeit die gesamte Familie am häuslichen Herde versammelt ist, wird man nur selten noch sagen können, was die Mutter zu ihren Kindern sagte, wenn diese lautlos den ersten Glockenton erwarteten: „Ein Englein geht durchs Zimmer!“

Ein alter, ehrwürdiger Brauch versinkt immer mehr im Bewußtsein des Volkes. Noch läuten die Angelusglocken, aber bei vielen findet ihr Klang kein Echo mehr im Herzen. Die Beziehung zum Gebet, zum „Engel des Herrn“, ist geschwunden. Es ist eine betrübende Erscheinung, daß auch die moderne Literatur sich als Totengräber des „Engel des Herrn“ betätigt. Erst vor kurzem konnte man in einem, in mancher Beziehung gehaltvollen, Romane, der zudem seinen Schauplatz in einer vorwiegend katholischen Landschaft hatte, lesen: „Vom Turme der Dorfkirche läutete die Morgenglocke den Tag ein; die Mittagsglocke rief zur Stärkung, und die Abendglocke kündete, daß es Zeit sei, auszuruhen von der Arbeit.“ Also nichts, als irdische Belange; kein Funken von Stimmungsgehalt, geschweige denn von religiösem Empfinden!

Schon vor mehr als 50 Jahren rief der große Lehrer und Erzieher Otto Willmann, Professor an der deutschen Universität in Prag, zur Erhaltung und Rettung deutschen Volkstums auf: „Auch die bescheidenste Quelle volkstümlichen Geisteslebens verdient erhalten und selbst mit einer Brunnenfassung umhegt zu werden; auch die geringste lokale und traditionell begründete Besonderheit hat Anspruch auf Beachtung in einer Periode, wo der Zeitgeist, alles nivellierend und zersetzend, eingreifen möchte.“⁸⁷⁾

Der „Engel des Herrn“ ist aber nicht nur eine beliebige „lokale“ Besonderheit; er war einst eine Angelegenheit des gesamten deutschen Volkes, das wohl am tiefsten von allen Völkern des christlichen Abendlandes seinen festen Glauben und sein unerschütterliches Vertrauen zum menschengewordenen Gott und seiner heiligsten Mutter damit zum Ausdruck brachte.

Darum ist es eine Ehrensache, diesen Brauch „mit einer Brunnenfassung zu umhegen“, damit er nicht noch mehr verschüttet werde, darüber hinaus aber, tapferen Herzens, in Wort und Tat dafür einzutreten, daß er in einem neuen Siegeszuge Volk und Vaterland erfasse.

⁸⁷⁾ Willmann, Otto, Dr. Prof. Didaktik als Bildungslehre. Braunschweig 1909. Seite 636.

Die Erhaltung dieses Brauchtums ist aber nicht nur eine vaterländische, sondern in weit höherem Grade eine religiöse Pflicht. In einer Zeit, wo gerade die Menschwerdung des Gottessohnes und die Ehre der reinsten Jungfrau und Gottesmutter so oft geschmäht und mit Füßen getreten werden, bedarf es eines granitnen Schutzwalles, unser Heiligstes zu schützen. Auf ans Werk!

Alt und jung darf nicht nur den Ruf der Angelusglocke hören, sondern muß sich zum Beten des „Engel des Herrn“ wieder einladen lassen.

Wenn es durchaus nicht anders geht, kann der „Engel des Herrn“ mit dem Morgengebete verbunden werden. Am Mittag und Abend aber kann er an Stelle des Gebetes nach dem Essen eingesetzt werden. Von vielen Familien weiß ich, daß sie auf diese Weise gut zu machen suchen, was das Wirtschaftsleben und der ruheloſe Verkehr sonst nicht gestatten.

Selbst auf der Straße kann der katholische Mann beim Angelusläuten den Hut oder die Mütze abnehmen. Wohl keiner der Erstkommunikanten, die ein geheizter Großstadtseelsorger, der im Kulturkampf vor mehr als 60 Jahren neben seiner Stadtpfarrei noch die Pfarrei eines Dorfes mit einer Filiale zu betreuen hatte, auf den Empfang der ersten hl. Kommunion vorbereitete, wird je vergessen, wie dieser fromme Priester allen das Beten des „Engel des Herrn“ ans Herz legte. Gleichzeitig bewies er praktisch, wie auch er im Trubel der belebtesten Straßen den „Engel des Herrn“ selbst betete: „Ich nehme beim ersten Ton der Angelusglocke den Hut ab und trage ihn in der linken Hand. Die rechte Hand schiebe ich zwischen den dritten und vierten Knopf meines langen, schwarzen Rockes und kann dann auch ehrfürchtig an die Brust schlagen, wenn ich bete: „Und das Wort ist Fleisch geworden!“

Wo ein Wille ist, findet sich auch immer ein Weg. Wenn sich aber eine Gelegenheit bietet, daß Vater, Mutter und Kinder beim Angelusläuten daheim versammelt sind — vor allem an Sonn- und Festtagen — sollten die Eltern nie unterlassen, mit ihren Kindern gemeinsam den „Engel des Herrn“ zu beten.

Jung gewohnt, alt getan! Die Gewöhnung an ein lebendiges Gebetsleben ist der sicherste Schutz gegen alle Gefahren, die der heranwachsenden Jugend drohen. Aber gerade die Ehrfurcht gegen die Heiligkeit des Geheimnisses, das im „Engel des Herrn“ zum Ausdruck kommt, von den Eltern eingesenkt in die Kinderseelen, wird den Eltern Trost und Hoffnung geben, daß ihre Kinder des zeitlichen Glückes und des ewigen Friedens nicht verlustig gehen. „Wir sind reich, daß wir den „Engel des Herrn“ noch zu beten verstehen, und wir sehen nicht ein, warum wir ärmer werden sollen!“⁸⁸⁾

⁸⁸⁾ Lang, a. a. O. S. 12.

Inhaltsverzeichnis:

I. Die Angelusglocke eine Kündlerin der tiefsten Geheimnisse unserer heiligen Religion	3
II. Gebet beim Läuten der Angelusglocke: Der Engel des Herrn . . .	4
III. Geschichtliche Entwicklung des religiösen Brauchtums, zum „Engel des Herrn“ zu läuten und bei diesem Läuten zu beten	6
1. Der Glocken Ruf zum Lobe Gottes.	
2. Der Glocken Ruf zu irdischem Dienst: Feuerläuten am Abend.	
3. Das Abendläuten wird zum Abelläuten.	
4. Zum abendlichen Abelläuten kommt das Morgenläuten.	
5. Das sogenannte „Angstläuten“ am Freitagmittag. Das Mittagsläuten wird zum Gebot für die Gesamtkirche.	
6. Der „Engel des Herrn“ wird das Einheitsgebet bei allen drei Glockenzeichen: am Morgen, am Mittag und am Abend.	
7. Das Regina coeli an Stelle des „Engel des Herrn“.	
IV. Angelusläuten in der ganzen Welt	24
V. Bedeutung des Angelusläutens	26
VI. Dichterworte zum Angelusläuten	29
VII. Der Engelgruß in der Kunst der Heimat	32
1. Die Plastik am Triumphbogen über dem Lettner im Hohen Dome.	
2. Eine kunstvolle Schnizarbeit am Chorgestühl des Domes.	
3. Ein Marmorrelief am Kreuzaltar des Hochchors im Dom.	
4. Ein Gemälde der Verkündigung an der Südwand des Mittelschiffs im Dom.	
5. Relief an den Bernwardstüren.	
6. Der Engelgruß auf dem Hausaltärchen des Bischofs Eduard Jakob von Hildesheim.	
7. Die „Verkündigung“ am nordwestlichen Domportal.	
8. Der Engelgruß an der St. Andreaskirche.	
9. Mariä Verkündigung auf dem Brüstungsschild eines kleinen Bürgerhauses Eckemeckerstraße 34.	
VIII. Treues Festhalten an dem Brauch, beim Angelusläuten den „Engel des Herrn“ zu beten	40

Ehrenmitglieder.

Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim,
Dr. Joseph Godehard Machens.

Se. Eminenz, der Hochwürdigste Herr Kardinal Bertram,
Fürsterzbischof von Breslau.

Der Vorstand des Vereins:

Dechant Dr. Henkel, Erster Vorsitzender,
Borsum, Post Hildesheim.

Oberschulrat Hartmann, Stellvertretender Vorsitzender,
Hildesheim-M., Bergstraße 22.

Rektor Schiel, Schrift- und Kassenführer,
Hildesheim, Lucienvörder Straße 18 I.

Postcheckkonto: Hannover 75 458. — Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim.

Jahresbeitrag der Mitglieder des Vereins: 3 RM. Preis für das Einzelheft: 1,50—3,00 RM.

Geschäftsstelle: Hildesheim, Lucienvörder Straße 18 I.

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim
Verantwortlich: Die Redaktions-Kommission: Dechant Dr. Henkel, Borsum, Post Hildesheim.
Druck und Kommissionsverlag: Franz Borgmeyer, Buchhandlung, Hildesheim

Unsere Diözese

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins für Heimatkunde
im Bistum Hildesheim

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. phil. Joh. Behrens .	45
Dechant Dr. phil. Heinrich Rössig	52
Wie war der Lauf der Innerste vor und während der Eiszeit	57
Die Farnpflanzen der Flora von Hildesheim	72

Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. phil. Joh. Behrens,

2. Vorsitzender des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim,
gestorben am 25. Juli 1940 in Hildesheim.

Johannes August Behrens wurde als Sohn des in Hildesheim, am Neustädter Markt Nr. 660, jetzt Nr. 8, wohnenden Töpfer- und Ofen-
schirmeisters Jakob Joseph Behrens und seiner Ehefrau Anna Maria
Elisabeth geb. Bachhaus als erstes und einziges Kind dieser Ehe am 24. Ja-
nuar 1864 geboren und am 18. Februar d. J. in der St. Godehardikirche
getauft. Vater wie Mutter waren gebürtige Stadthildesheimer, jedoch scheint
Behrens' Großvater aus Großdungen zugezogen zu sein. Behrens' Eltern,
der Vater am 26. April 1824 und die Mutter am 12. August 1825 hier ge-
boren, waren in der Kreuzkirche am 19. November 1861 getraut. So groß
gewiß die Freude der Eltern über die Geburt des ersten Kindes war, so groß
und schmerzlich auch die Trauer, als die Mutter schon, kaum drei Wochen
später, am 12. Februar 1864, im Alter von 38½ Jahren starb. Der Vater
ging, durch die Verhältnisse genötigt, am 13. September 1864 eine zweite Ehe
mit der am 15. August 1837 in Wöhle geborenen Gertrud Stuke ein. Diese
Ehe blieb kinderlos. In größter Liebe und mit echt mütterlicher Sorge be-
treute nun die zweite Mutter das ihr anvertraute, so früh verwaisste Kind.
Ihr bewahrte daher Geheimrat Behrens eine wahrhaft kindliche Liebe und
dankbarste Verehrung; bis zu seinem Sterbetage stand ihr Lichtbild auf seinem
Schreibtisch; sie ist am 17. Januar 1913 hier verstorben.

Johannes Behrens wurde Ostern 1870 auf die Seminar-Übungsschule
geschickt und kam, nachdem er durch Privatunterricht in Latein vorbereitet war,
Michaelis 1874 in die Quinta des Josephinums. Nach 7 Jahren, im August
1881, verließ er, im Besitze eines vorzüglichen Reisezeugnisses, als der jüngste
und einer der besten unter den 20 Abiturienten das Gymnasium mit dem
Entschluß, sich dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen.

Ohne Zweifel hat auf diesen Entschluß der auf dem Josephinum er-
haltene naturwissenschaftliche Unterricht entscheidend eingewirkt. Dieser wurde
damals, der begründeten Auffassung eines Reunis entsprechend, auch noch in
den oberen Klassen: in der Sekunda erteilt, und Lehrer in den naturwissen-
schaftlichen Fächern war derzeit Prof. Albert Schmidt (später Professor am
Priesterseminar, † 1920 als Domkapitular). Schmidt besaß ein sehr umfas-
sendes Wissen auf allen Gebieten der Naturwissenschaften und war ohne
Zweifel der beste Kenner der heimatischen Flora. Von seinen Vorträgen
rühmte später der Professor und Geheimrat Behrens in dankbarster Ver-
ehrung, daß manche auf der Universität gehörte Vorlesungen inhaltlich ihm

nichts Neues und Besseres hätten bieten können, als er bereits bei Professor Schmidt in der Sekunda gehört habe. Besonders hob Behrens hervor, daß Prof. Schmidt bezüglich der Grenzfragen von Glaube und Naturwissenschaften z. B. über Darwinismus, Entwicklungslehre usw. so klare Grundsätze aufgestellt habe, daß er sich niemals in seinem Leben zu einer Korrektur genötigt gesehen habe. Groß war daher Behrens' Dankbarkeit gegen seinen früheren Lehrer Prof. Schmidt; ihm sandte er später alle seine im Druck veröffentlichten Abhandlungen und Aufsätze zu; ihm, dem sonst so abgeschlossenen und menschenfeindlichen Professor im Priesterseminar, galt immer sein Besuch, so oft er hier weilte, und er war einer der wenigen, die bei Prof. Schmidt Einlaß fanden; Schmidts Lichtbild stand allzeit auf Behrens' Schreibtisch — neben dem der guten Mutter.

Behrens erledigte seine Fachstudien auf den Universitäten Göttingen (Oktober 1881 bis Ostern 1883), Tübingen (Sommer 1883), wieder Göttingen (Oktober 1883 bis Ostern 1885). Besonders hörte er hier die Vorlesungen des Prof. Dr. Reinke, bei dem er auch im pflanzenphysiologischen Institut arbeitete. Als Prof. Reinke Ostern 1885 einen Ruf an die Universität Kiel annahm, ging Behrens mit ihm nach Kiel, um hier seine Studien unter ihm fortzusetzen und abzuschließen.¹⁾ Hier erwarb er am 22. Juni 1886 mit der Dissertation „Über die anatomischen Beziehungen zwischen Blatt und Rinde der Coniferen“ magna cum laude die Doktorwürde.

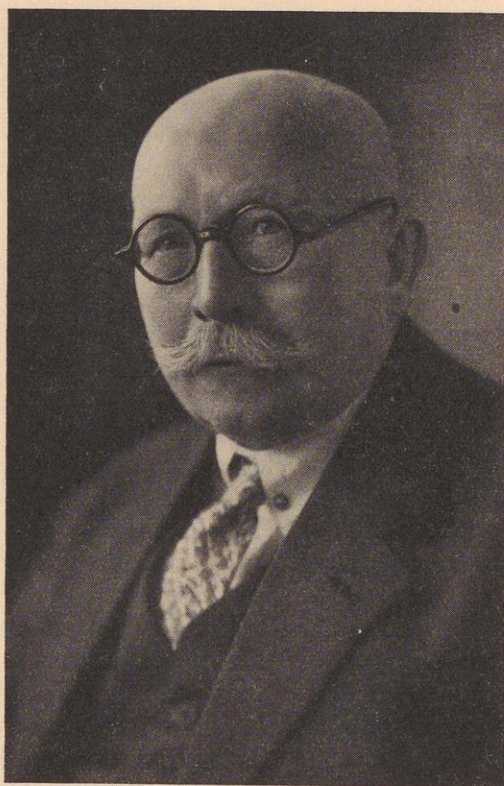
Oktober 1887 trat Behrens als Einjährig-Freiwilliger bei dem Infanterie-Regiment 79 in Hildesheim ein. Als solcher legte er am 19. November 1887 in Göttingen die staatlich vorgeschriebene Prüfung pro facultate docendi ab und absolvierte Michaelis 1888/89 das vorgeschriebene Probejahr am Josephinum, worüber Direktor Kirchhoff ihm ein vorzügliches Zeugnis ausstellte. Jedoch war es nicht seine Absicht, im Lehrfach zu bleiben.

Am 27. Januar 1890 war der Vater in Hildesheim gestorben. Am 20. Mai desselben Jahres begann Dr. Behrens seine neue Laufbahn als Assistent an der badischen Landwirtschaftlichen Botanischen Versuchsanstalt in Karlsruhe. Nach achtfähriger Assistententätigkeit, die am 30. August 1898 endete, leitete er vom 1. Oktober 1898 bis 31. März 1899 das Bakteriologische Laboratorium der Biologischen Abteilung für Land- und Forstwirtschaft im Kaiserlichen Gesundheitsamt in Berlin als kommissarischer Vorstand. Dann setzte er sein Wirken bei der Badischen Landwirtschaftlichen Botanischen Versuchsanstalt in Karlsruhe fort, um am 1. Juli 1900 die Leitung der Würtembergischen Weinbauversuchsanstalt in Weinsberg zu übernehmen. Bereits nach Jahresfrist wurde er Vorstand der Badischen Landwirtschaft-

¹⁾ Vgl. Joh. Reinke, Mein Tagewerk, Freiburg i. Br. 1925, 170.

lichen Versuchsanstalt in Augustenberg, die er sechs Jahre — von Juli 1901 bis zum 31. Juli 1907 — leitete.

Das ist der äußere Rahmen für eine überaus fruchtbare Tätigkeit. Von dieser schreibt Martin Schwarz²⁾: „Es hält schwer, sein Hauptarbeitsgebiet



Geheimer Oberregierungsrat Prof. Dr. phil. Joh. Behrens.

abzugrenzen; sein Interesse erstreckte sich von jeher auf das Gesamtgebiet der angewandten Botanik, und die Verschiedenheit seiner Wirkungsstätten hat ihm reiche Gelegenheit gegeben, seiner Veranlagung und Neigung entsprechend möglichst vielen der weitverzweigten Wege naturwissenschaftlicher Arbeit kritisch forschend nachzugehen. Seine besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge galt der Förderung des Weinbaues und der Kellerwirtschaft sowie des Anbaus und der Verarbeitung der Handelsgewächse, Tabak, Hopfen und Hanf.“

²⁾ Nachrichtenblatt für den deutschen Pflanzenschutzdienst, 14. Jahrgang, Nr. 2. (Berlin) Februar 1934.

Ein Zeugnis seiner umfassenden Forschertätigkeit bietet eine Aufzählung der von ihm in der Zeit von 1892 bis Mitte 1907 verfaßten Abhandlungen und Aufsätze. Sie umfaßt ³⁾ nicht weniger als 196 Nummern.

Mit Recht schreibt Direktor Dr. Karl Müller in seinem Nachrufe: „Diese außerordentliche Fülle von Arbeiten findet ihre Erklärung in Behrens' eiserner Gesundheit und Schaffenskraft, in seiner vielseitigen und gründlichen botanischen Vorbildung, seinem vorzüglichen Gedächtnis, seiner Schreibgewandtheit und seinem fanatischen wissenschaftlichen Eifer.“⁴⁾

Sein unermüdeliches wissenschaftliches Schaffen hatte inzwischen auch die verdiente Anerkennung gefunden. Schon am 13. Juli 1894 hatte er die *venia legendi* für Botanik an der Technischen Hochschule in Karlsruhe und die Berechtigung eines Privatdozenten erhalten; unterm 18. Januar 1898 den Charakter als außerordentlicher Professor. 1902 verlieh ihm der Großherzog von Baden die zum 50jährigen Regierungsjubiläum gestiftete Medaille und 1906 das Ritterkreuz 1. Klasse des Ordens vom Zähringer Löwen.

Mit dem 1. August 1907 trat Behrens das neue Amt als Direktor der Kaiserlichen Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem an — auf Grund der vom Kaiser Wilhelm eigenhändig in Tromsø an Bord der „Hohenzollern“ unterzeichneten Urkunde. Auch in dieser neuen Stellung entfaltete Behrens als Wissenschaftler und Organisator eine äußerst rege und ausgedehnte Wirksamkeit. Sie im einzelnen zu beschreiben, kann nur Aufgabe der Fachliteratur sein. Es genügt uns, dem bereits erwähnten Artikel von Martin Schwarz zu entnehmen, daß die Biologische Anstalt unter der Leitung von Behrens auswärtige Forschungsstellen errichtete und ausbaute, mit gleichgerichteten Lehr- und Versuchsanstalten in Verbindung und Arbeitsgemeinschaft trat, sich immer mehr über die engere Arbeitsstätte in Berlin-Dahlem zu erweitern suchte und sich mehr und mehr auch im Ausland Geltung zu verschaffen verstand, so daß sie schon 1910 auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden erstmalig selbständig in Wettbewerb mit den Fachanstalten anderer Länder treten konnte und die Zahl ausländischer Gelehrter, die sie zu Forschungszwecken aufsuchten, ständig zunahm. Hervorzuheben ist die auch jetzt noch stets fortgesetzte Mitarbeit an fachwissenschaftlichen Zeitschriften; insbesondere schrieb er zahlreiche, oft sehr umfangreiche Beiträge für das große „Handbuch der Technischen Mykologie“ von Dr. Franz Lafar.

Auch an Ehrungen fehlte es nicht. 1909 erhielt Behrens den Roten Adlerorden 4. Klasse, wurde 1910 „Geheimer Regierungsrat“; 1912 folgte

³⁾ 1859—1934 Entwicklung und Wirken der Bad. Staatl. Landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Augustenberg von Direktor Dr. Rud. Herrmann (Karlsruhe 1934).

⁴⁾ Zentralbl. für Bakteriologie usw. (Fischer-Jena) 1940, Bd. 103, 39—44.

der Kronenorden dritter Klasse, 1917 das Verdienstkreuz für Kriegshilfe, 1918 der „Geheime Oberregierungsrat“ mit dem Range eines Rates zweiter Klasse und 1920 das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande mit schwarzer Einfassung. Mehrere Gesellschaften ehrten ihn durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede.

Zum 1. Januar 1920 schied Geheimrat Behrens freiwillig aus seiner Stellung als Direktor der Biologischen Anstalt in Berlin-Dahlem aus und verlegte zum 1. April 1920 seinen Wohnsitz wieder in seine alte Heimatstadt Hildesheim. Doch auch jetzt blieb er auf seinem besonderen Fachgebiete eifrig tätig und übernahm u. a. 1932 mit Prof. Dr. F. Voas in Weihenstephan und Prof. Dr. A. Rippel in Göttingen die Herausgabe des neubegründeten „Archivs für Mikrobiologie“, das vor allem in vier bis fünf jährlich erscheinenden umfangreichen Hefen der Veröffentlichung der Forschungsergebnisse der pflanzlichen Mikroorganismen dienen sollte. Mit peinlichster Sorgfalt hat er die weitverzweigte und mühevolle Redaktionstätigkeit an dieser maßgebenden Zeitschrift bis zum 1. Oktober 1939 geführt, nachdem Prof. Voas bereits früher aus seiner Stellung als Herausgeber ausgeschieden war.

1934 vollendete Geheimrat Behrens sein 70. Lebensjahr. Überaus zahlreich waren die Glückwunschschreiben, die ihm aus dem Kreise der befreundeten Fachgelehrten zuzingen. Die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem sandte ihrem früheren Direktor ihren Glückwunsch mit der dankbaren Anerkennung, daß es auf den von Geheimrat Behrens geschaffenen Grundlagen möglich gewesen sei, „in den stürmischen Nachkriegsjahren die Reichsanstalt und den Deutschen Pflanzenschutzdienst nicht nur zu erhalten, sondern auch auszubauen.“ Eine besondere Adresse überreichte ihm die Deutsche Botanische Gesellschaft, die ihm bestätigte, daß er in seinem Forscherleben einen „Ertrag von seltener Fülle und Vielseitigkeit gezeitigt“ und „mit dem ganzen Rüstzeug einer umfassenden wissenschaftlichen Ausbildung wohl nahezu alle Zweige der angewandten Botanik“ in seine Forschung einbezogen habe.⁵⁾

In seiner Heimat schenkte Geheimrat Behrens nun auch wieder, wie einst in der Jugend, der Floristik des Hildesheimer Florengebietes sein Interesse. Ihn reizte es, die einst vor vier bis fünf Jahrzehnten von ihm selbst festgestellten wie die von Prof. Schmidt ihm mitgeteilten Standorte seltener Pflanzen wieder aufzusuchen und nachzuprüfen. Gern unternahm er daher mit botanisch interessierten Freunden Ausflüge in die heimatlichen Berge, vor allem auch in den Ambergau, in das Gebiet der Siebenberge bis hin zum Hils und Ith. Wurden ihm neue Funde oder neuaufgeschlossene Gebiete mitgeteilt, so

⁵⁾ Abgedruckt in den Berichten der Deutschen Botanischen Gesellschaft, 1934, 1. Heft.

zog es ihn mit Gewalt dorthin, um sich selbst durch Augenschein zu überzeugen und zu erfreuen. Bald gehörte Geheimrat Behrens dem Vorstande des mit dem Roemer-Museum verbundenen Museumsvereins an und unterstützte freudig alle Bestrebungen, die das naturwissenschaftliche und kulturelle Wissen um unsere Heimat betreffen. In dankbarer Verehrung gedenkt der Verfasser dieses Nachrufes daher auch der mannigfachen Anregung und Förderung, die er bei der Abfassung seiner in den Mitteilungen aus dem Roemer-Museum veröffentlichten vier Beiträge zur Flora und Floristik von Hildesheim bei dem Geheimrat Behrens gefunden hat. Sie boten dem Geheimrat dann Anlaß zu ausführlichen Besprechungen, die oft auch interessante Bemerkungen enthielten und die in unserer Zeitschrift „Unsere Diözese“ (1927 und 1930) wie in „Alt-Hildesheim“ (Heft 17 und 18) veröffentlicht sind.

Dem „Verein für Heimatkunde“ gehörte Geheimrat Behrens von Anfang an als Mitglied an und wurde, als der erste stellvertretende Vorsitzende Geh. Regierungs- und Baurat Richard Herzig am 25. Februar 1934 verstorben war, dessen Nachfolger und übte dieses Amt, wie es ihm selbstverständlich war, mit großer Gewissenhaftigkeit und pünktlichster Anteilnahme an den Vorstandssitzungen aus.

Besonders warmes Interesse brachte Geheimrat Behrens dem „Verein ehemaliger Josephiner“ entgegen; hier fand er ja so manche liebe alte Freunde aus der sonnigen Jugendzeit wieder und gewann neue und jüngere durch sein ganzes charaktervolles und doch liebenswürdiges Wesen. Ein echter alter Josephiner war er in seinem Frohsinn und seiner Freundlichkeit auch dem gegenüber, der einst auf dem Gymnasium vielleicht längst vor dem Abitur seinen Wissensbedarf gedeckt fühlte und das praktische Leben erwählt hatte; für ihn, obgleich Hochschul-Professor und Geheimrat, fing der Mensch nicht erst mit dem akademischen Grade an.

Als alter Josephiner blieb er treu: Deo, ecclesiae, patriae, dem Dreigestirn, das hoch oben über der Eingangspforte des alten Mariano-Josephinum leuchtet. Ohne Wanken und Schwanken hat er dem Glauben seiner Jugend die Treue bis zum Tode gehalten und ihn stets frei bekannt. Sein kindlich frommer, tiefinniger Glaube ließ ihn hier in Hildesheim täglich die hl. Messe besuchen und führte ihn wiederholt im Monat zur hl. Kommunion. Viele Jahre hindurch war er eifriges tätiges Mitglied des Vinzenzvereins und begnügte sich nicht damit, sich mit einem Jahresbeitrage abzufinden; gern suchte er teilnehmend auch die Hütten der Armen auf. Als echter Josephiner bewahrte er seinen einstigen Lehrern aufrichtige, herzliche Dankbarkeit. Als einer von ihnen, Prof. Gebhard, im hohen Alter geistigem und körperlichem Siechtum verfiel, besuchte ihn Geheimrat Behrens regelmäßig an mehreren Tagen jeder Woche, um stundenlang, meist schweigend, auf den kurzen Wegen des Gymnasialgartens ihn zu stützen und zu begleiten. Und

als Prof. Gebhard verstorben war, folgten andere franke Freunde, denen Behrens gern seine Stunden schenkte.

Behrens besaß eine außerordentlich gute Gesundheit. Noch im Juli des vorigen Jahres konnte er, der mehr als Fünfundsiebzigjährige, in Bad Lauterberg im Harz sich weitausgedehnte Wanderungen zumuten, bei denen jüngere Freunde nicht mehr mittaten. Es war, als ob er erst im rüstigsten Mannesalter stände. Daher trug er sich für 1940 noch mit mancherlei Plänen, die sich auf kritische Formen und Gattungen unserer heimatischen Pflanzenwelt bezogen. Doch sollten sie nicht mehr zur Ausführung kommen; Gott plante für ihn andere Wege. Vor Weihnachten erkrankte Geheimrat Behrens; kurz nach dem Feste suchte er das Bernwardskrankenhaus auf; ohne daß sein Leiden behoben, verließ er es wieder nach etwa fünf Wochen, hoffend, daß er zu Hause ganz genesen werde. Aber seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Immer mehr verfielen die Kräfte, bis nach langem, mit größter Ergebung in Gottes Willen ertragenem Siechtum, während dem er, wie früher in gesunden Tagen, alle vierzehn Tage seinen eucharistischen Heiland empfangen, am 25. Juli 1940 ein sanfter Tod ihm die Augen für immer schloß.

Seiner Bestimmung gemäß erfolgte keine Todesanzeige vor seiner Bestattung, keine Trauerrede am Grabe. Nur wenige Freunde standen daher am 29. Juli auf dem trauten Domsfriedhof bei Lucienvörde, wo ihm die letzte Ruhestätte bereitet war.

Vivas in Deo!

Seeland, Domkapitular.

Dechant Dr. phil. Heinrich Rössig,

Mitglied des Vorstandes des Vereins für Heimatkunde im Bistum Hildesheim.

Gestorben am 15. Juli 1940.

Heinrich Rössig, als Kind einfacher, frommer Eltern am 26. September 1868 in Achtm bei Hildesheim geboren, kam im Herbst 1882 in die Quarta unseres Josephinums. Im Jahre 1882 war es das letzte Mal, daß auf dem Josephinum nach jahrhundertealtem Brauch im August das Schuljahr mit der üblichen Feier der Abiturienten-Entlassung und der Prämienverteilung geschlossen wurde und um Michaelis das neue Schuljahr begann. Nach einem halben Jahre fing von nun an das Schuljahr, wie in allen übrigen höheren Lehranstalten, Ostern an. So konnte Rössig bereits Ostern 1883 in die Untertertia aufsteigen, um dann Ostern 1889 mit einem guten Reifezeugnis das Josephinum zu verlassen. In den folgenden vier Jahren oblag er den philosophischen und theologischen Studien an der derzeitigen Akademie in Münster i. W. und im Priesterseminar in Hildesheim. Am Feste des hl. Joseph 1893 empfing er durch den greisen Bischof Wilhelm Sommerwerk gen. Jacobi die hl. Priesterweihe. Nachdem er als Seminarpriester im Sommer 1893 an verschiedenen Orten Aushilfe in der Seelsorge geleistet hatte, erhielt er zum 15. November 1893 die erste Anstellung als Kaplan in Rhumspringe-Hilferode; kam dann nach zwei Jahren als Kaplan nach Adlum und von hier zum 15. April 1896 nach Celle. Nach fünfjähriger Tätigkeit in der weiten Diaspora-Gemeinde der Lüneburger Heide entschloß er sich, einem langgehegten Wunsche folgend, aber auch mitbestimmt durch seinen Pfarrer, den späteren Domkapitular D. von dem Hagen, der die hervorragende Begabung seines Kaplans für die Naturwissenschaften erkannt hatte, die Universität Freiburg i. B. aufzusuchen, um durch planmäßiges Hochschulstudium sein Wissen zu vertiefen und mit dem Erwerb der philosophischen Doktorwürde abzuschließen. Dies gelang ihm schon im fünften Semester,¹⁾ und so kehrte er im August 1903 als Dr. phil. in die Heimat zurück. Im Herbst 1903 wurde Dr. Rössig Pastor in Clausthal-Zellerfeld, 1912 in Henneckenrode, 1931 in Marienrode-Neuhof und 1937 in Sottrum bei Holle.

In allen seinen Stellungen bewährte sich Dr. Rössig als der ernste und gewissenhafte Seelsorger und Priester, der bescheiden und selbstlos in treuer Pflichterfüllung in den ihm anvertrauten Gemeinden wirkte und sich durch seine Güte und Milde, durch sein herzliches, wohlthuendes Verständnis und sein

¹⁾ Die Dissertation lautete: „Von welchen Organen der Gallwespenlarven geht der Reiz zur Bildung der Pflanzengalle aus?“ Die Abhandlung erschien in den Zoologischen Jahrbüchern, 20. Band, Heft 1, (1904), mit 4 Tafeln.

freundliches, leutseliges Wesen die dankbare Verehrung seiner Gemeindeangehörigen erwarb. Überall hat sich Dr. Kössig, auch über den engen Kreis der eigenen Gemeinde hinaus, die Hochschätzung und Achtung aller durch sein reiches, umfassendes Wissen auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften, durch seine Schlichtheit und Einfachheit, durch die Vertrautheit mit dem Volksleben und sein gütiges Entgegenkommen erworben. So war er als Pastor in Clausthal bekannt und geachtet bei den Forst- und Bergbaubeamten nicht weniger als bei den einfachen Bergknappen, später im Ambergau bei den Bauern nicht weniger als bei den Knechten und Arbeitern. Für alle, die er draußen im Walde oder im Felde am Wegesrand traf, hatte er einen freundlichen Gruß, ein gütiges Wort — oft genug in dem ihm so vertrauten und geläufigen heimatlichen Platt.

Die freie Zeit, die ihm die berufliche Seelsorgetätigkeit in den genannten, nicht allzugroßen Gemeinden ließ, gehörte stets dem Studium der Naturwissenschaften. Wie er, den der Schöpfer mit einer äußerst scharfen Beobachtungsgabe ausgestattet hatte, sich schon in der Gymnasialzeit auf unzähligen Wanderungen durch die heimatlichen Wälder und Berge eine weitreichende Kenntnis unserer Tier- und Pflanzenwelt erworben hatte, so suchte er, besonders nachdem er das Hochschulstudium abgeschlossen hatte, durch unermüdlich fortgesetztes Beobachten und Forschen und Sammeln gerade unsere Heimat mit ihrem Reichtum und ihrer Mannigfaltigkeit in der Natur immer besser zu erfassen. So war er gewiß zuletzt der beste Kenner unserer heimatlichen Fauna und Flora. Wertvolle umfangreiche Sammlungen, besonders der hiesigen Schmetterlinge und Käfer, wie ein großes Herbarium zeugen von seinem Sammeleifer. Dazu kommen zahlreiche Hefte mit Notizen über seine Beobachtungen und Funde. Schriftstellerisch ist er weniger hervorgetreten; es sind nur wenige, kurze Aufsätze von ihm veröffentlicht, die sämtlich in unserer Zeitschrift erschienen sind; nämlich „Veränderungen in der Hildesheimer Flora seit 1792“, „Zum Vorkommen des Windenschwärmers“, „Die Schläfer unserer Heimat (Siebenschläfer, Gartenschläfer, Haselmaus)“, „Unsere Diözese“, Jahrgang 1927), und zuletzt im Anschluß an Dr. Hans Spreitzers Habilitationsschrift „Die Talgeschichte und Oberflächengestaltung im Flußgebiet der Innerste“ in dem vorliegenden Hefte die Abhandlung: „Wie war der Lauf der Innerste vor und während der Eiszeit?“

Mehrfach hat Dr. Kössig über naturwissenschaftliche Thematata Vorträge gehalten, die sich auf persönliche jahrelange Beobachtungen und Berechnungen stützten, z. B. über die Rhumequelle, die größte Quelle Deutschlands (im Künstlerverein Celle), über die Vogelfauna der Clausthaler Hochebene (in der naturwissenschaftlichen Sektion der Görresgesellschaft anläßlich ihrer Jahresversammlung in Hildesheim), über die Flora des Ambergaues (auf einer Lehrerversammlung in Vockenem). Stets war Dr. Kössig bereit, auch an-

deren Interessenten das Ergebnis seiner fortgesetzten Beobachtungen auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik mitzuteilen. So hat er für die von Prof. Dr. Tüxen in Hannover für unsere Provinz geleitete pflanzengeographische Kartierung Deutschlands zahlreiche Blätter bearbeitet und z. B. noch im letzten Januar 26 Blätter ausgefertigt. Als sich Hermann Löns 1904/6 mit den Vorarbeiten für eine geplante Wirbeltierfauna der Provinz Hannover beschäftigte, stellte ihm Dr. Kössig bereitwillig eine reiche Fülle von Beobachtungen zur Verfügung, so daß Hermann Löns ihm unterm 12. Februar 1906 den „allerschönsten“ Dank aussprach und seinen Brief mit den Worten begann:

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen für die Fülle der Mitteilungen danken soll. Ich glaube, ich habe noch von keinem Mitarbeiter so viele und so genaue Angaben erhalten. Ich bin sehr froh und danke Ihnen von Herzen für die große Mühe, die Sie sich gaben.“

Diese Anerkennung ist um so höher zu schätzen, als Löns im gleichen Briefe bemerkt, daß er eine Korrespondenz mit dreihundert Mitarbeitern zu führen habe. Als Dr. Kössig auf Löns' Bitte weitere Auskunft gegeben hatte, schreibt Hermann Löns am 23. April 1906 ihm wieder „für die reiche Sendung“ seinen „allerschönsten Dank“.

Selbstlose und opferreiche Mitarbeit hat Dr. Kössig dem Verfasser dieses Nachrufs für seine, in den „Mitteilungen aus dem Roemer-Museum“ veröffentlichten „Beiträge zur Flora und Floristik von Hildesheim“, insbesondere für die Abhandlungen über unsere heimatlichen Orchideen und Farnpflanzen, wie für die im Erscheinen begriffenen beiden neuen Beiträge über die Cyperaceen und Juncaceen und Nachträge zu der Orchideen-Arbeit, geleistet. Unwandelbar treueste Freundschaft verband mich mit ihm seit dem Jahre 1882, mithin länger als ein halbes Jahrhundert. Ungezählte gemeinsame Exkursionen dienten der Erforschung unserer heimatlichen Pflanzenwelt. Zahlreicher aber noch waren Dr. Kössigs einsame Wanderungen, die er auf meine freundschaftliche Bitte hin allein unternahm, um bestimmte, floristisch wichtige Gebiete zu besuchen und wünschenswerte Feststellungen zu machen oder nachzuprüfen. Ohne diese stete, oft opfervolle und mühsame, unverdrossene und freudige Mitarbeit Dr. Kössigs wäre es mir nicht möglich gewesen, die Beiträge zur Flora von Hildesheim in dem vorliegenden Umfange, besonders bezüglich des Reichturns der besprochenen Formen der einzelnen Arten wie bezüglich der vielen Fundortsangaben, herauszugeben. Den Vorschlag, auch ihn als Verfasser mitanzugeben, lehnte er in seiner Bescheidenheit ab; er blieb immer der treueste Wandergefährte, der unermüdlische Helfer und Mitarbeiter, der dem Freunde stets freudig sein reiches Wissen und seine vielen glücklichen Beobachtungen zur Verfügung stellte. Viele, die ihn als

einen der besten Kenner unserer heimatischen Flora und Fauna zu schätzen wußten, haben es oft bedauert, daß er so wenig schriftstellerisch hervorgetreten ist. Diese Klage ist nicht ganz unberechtigt, und doch erscheint Dr. Kössigs Einstellung wieder begreiflich. Seinem ganzen stillen und bescheidenen, jedem Geltungsbedürfnis abholden Wesen lag es nicht, sein Wissen um die Wunderwelt der Schöpfung auch vor anderen und damit vor so vielen Uninteressierten, die kein Auge und keinen Sinn für die Natur haben, kund zu geben. Ihm lag ferner auch mehr das Beobachten des Naturlebens im lichten Sonnenstrahl wie im trüben Dunkel der Novembertage als das stille Arbeiten am Schreibtisch, mehr das Sammeln der mannigfachen Naturobjekte als das oft eintönige Verarbeiten und Ordnen des Gesammelten. Und weiter: Dr. Kössig befaßte sich nicht bloß mit einem engbegrenzten Teilgebiet der drei Naturreiche; vielmehr war das große Gesamtgebiet der Natur mit ihrem auch schon bei uns fast unübersehbaren Formenreichtum für ihn der Gegenstand aufmerksamer Beobachtung und steter Forschung. Die Welt der Kleinschmetterlinge und Käfer, der Netz- und Gradflügler, der Zwei- und Halbflügler usw. reizte sein scharfes Auge nicht weniger als die Mannigfaltigkeit der Blütenpflanzen und der Farne oder die Kleinwelt der Moose und Flechten. Alles wurde beobachtet, so vieles, vieles gesammelt; so vieles auch in Notizen festgelegt. Aber alles zu bestimmen und zu studieren, alles zu ordnen und dann unter Heranziehung der gesamten Fachliteratur in wissenschaftlichen Arbeiten zusammenzufassen: dazu fehlte die Zeit; denn — und das ist wohl das Entscheidende — Dr. Kössig war und blieb trotz all der Liebe zu den Naturwissenschaften an erster Stelle Priester und Seelsorger, und die Pflichten dieses seines Hauptberufes gingen allzeit auch dem anregendsten und edelsten Lieblingsstudium vor. So mußte hier gar manches unerledigt bleiben, weil der Naturwissenschaftler in ihm vor dem Seelsorger und Priester zurückstehen mußte.

Unserem 1926 gegründeten Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim gehörte Dr. Kössig als Mitbegründer und von Anfang an als Vorstandsmitglied an. Der Pflege der Heimatkunde dienten seine schon erwähnten Aufsätze im ersten Jahrgang unserer Zeitschrift; im Dienst der Heimatkunde in der Gegenwart standen vor allem überhaupt seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen. Wohl hatte es für ihn von Jugend auf einen besonderen Reiz, Werke unserer Forschungsreisenden wie Sven Hedin, Filchner usw. zu lesen und sich so in andere Welten zu versetzen. Schon auf dem Josephinum pflegte er in den mittleren Klassen Reisebeschreibungen zu bevorzugen, so daß ihm, als er einmal wieder aus der Schülerbibliothek ein derartiges Werk wünschte, Prof. Gebhard bedeutete, daß es auch noch eine andere Art der Literatur gebe. Diese Neigung ist ihm auch später geblieben. Auffallend ist es daher, daß er selbst nur wenige größere Reisen unternommen hat. Ab-

gesehen von den Exkursionen, die in die Studienzeit in Freiburg i. B. fallen und ihn durch den Schwarzwald, die Schweiz bis hinüber nach Norditalien führten, und kurzen Wanderungen durch den Thüringer Wald und das Rheinland und einigen Fahrten zur Nordsee und ihren Inseln, sind es nur fünf Fahrten von etwa je vierzehn Tagen, die ihn in der Zeit von 1909 bis 1926 in die Tiroler Alpenwelt führten. Bescheiden begnügte er sich mit den Bergen der Heimat, dem Harz und dem Weserberglande; Zweck der vielen einsamen oder gemeinsamen Wanderungen hier war vor allem: Erforschung der heimatischen Fauna und Flora. —

Am letzten Tage des Maimonats dieses Jahres fand in Hildesheim eine Vorstandssitzung unseres Vereins statt. Auch Dr. Kössig nahm an ihr teil. Eine kurze Besprechung schloß sich an, in der Dr. Kössig noch eine wichtige floristische Exkursion für die nächsten beiden Wochen in Aussicht stellte. Abends kehrte er nach Sottrum zurück. Aber schon in der Frühe des anderen Tages um sechs Uhr fand ich ihn schwerkrank im St. Bernhards-Krankenhaus wieder. Sechs Wochen schwerster Leiden folgten; immer wieder flackerte die Hoffnung auf Wiedergenesung auf. Doch Gott hatte es anders bestimmt. Montag, den 15. Juli, früh um 5½ Uhr, hatte er noch für der Barmherzigen Schwester Glückwunsch zum Namenstag gedankt; da, wenige Minuten später, schlug unerwartet sein letztes Stündlein, und des Freundes Glückwunsch mußte sich wandeln zum Gebete: *Proficiscere, anima christiana...* Scheide, christliche Seele... Um 7¼ Uhr ist er still entschlafen. Auf dem Domfriedhof ruht gebettet, was sterblich an ihm war.

Hildesheim, 26. 9. 1940.

Seeland, Domkapitular.

Wie war der Lauf der Innerste vor und während der Eiszeit?

Von Dr. phil. Heinrich Rössig.

Im Jahre 1931 hat der Professor Dr. Hans Spreitzer, damals Privatdozent der Geographie an der Technischen Hochschule Hannover, eine Schrift veröffentlicht (120 Seiten mit 4 Tafeln, 14 Lichtbildern und 14 Textabbildungen), die er als Habilitationsschrift in der Fakultät für allgemeine Wissenschaften an der Technischen Hochschule Hannover 1930 eingereicht hatte, unter dem Titel: „Die Talgeschichte und Oberflächengestaltung im Flußgebiete der Innerste“.

Unter Heranziehung der geologischen Meßtischblätter dieses Gebietes, einer reichen Anzahl von Schriften (106) und auf Grund eigener eingehender Untersuchungen bietet der Verfasser einen interessanten Einblick in die Veränderungen, die sich im heutigen Innerstegebiete von der Quelle oberhalb Buntenthoek im Harze bis zur Mündung der Innerste bei Ruthe, sowie ihrer Nebenflüsse seit der Tertiärzeit, besonders während der Eiszeit, vollzogen haben.

Die Geologie gewinnt ihre Resultate schlußweise aus den vorhandenen Gesteinen, Schottern, Geröllen, Kiesen, Sanden, Löß- und Lehmlagern, ihrer verschiedenen Zusammensetzung je nach ihrem Herkommen, ihrer Lagerung, dem größeren oder geringeren Grade ihrer Verwitterung, ihren Einschlüssen aus dem Tier- und Pflanzenreiche. Die geschichteten Gesteine sind ursprünglich im Wasser abgelagert, wie ihre Einschlüsse (Versteinerungen) beweisen.

Geschichtete Gesteine bilden auch den Untergrund des Innerstegebietes. Sie gehören verschiedenen geologischen Perioden an. Die älteste, Versteinerungen führende, Formation, das Cambrium, ist in unserem Gebiete nicht vertreten. Die nächstfolgenden, Silur und Devon, finden sich in der Umgebung des Brockens, das Carbon im Oberharz, das Perm am Harzrande. Die dann folgenden Formationen der Trias (bestehend aus Buntsandstein, Muschelkalk und Keuper), der Jura und der Kreide = mesozoische Formationen, setzen das Bergland des Innerstegebietes zusammen. Das Tertiär ist nur in geringen Vorkommen vertreten. Reich ist das Innerstegebiet an Ablagerungen des Diluviums (der „Eiszeit“).

Die ursprünglich mehr oder weniger flächenhaft am Meeresgrunde abgelagerten Schichten sind durch geologische Vorgänge gehoben und vielfach durch Zusammenschieben gefaltet, so der Harz zur Zeit des Karbons (variszische Faltung), und später noch einmal zur Zeit des Oligozäns. (Die

Ablagerungen der Tertiärperiode werden von unten nach oben gegliedert in das Cozän, Oligozän, Miozän und Pliozän). Das Bergland des Innerstengebietes wurde an der Wende von der Kreide zur Tertiärzeit nach vorhergehender Hebung gefaltet (Iaramische Gebirgsbildung). Der jüngsten Gebirgsbildung verdanken der Hildesheimer Wald und der Lössmer ihre heutige Erhebung. Sie erfolgte in jungtertiärer Zeit, was daraus folgt, daß oligozäne Schichten und miozäne Sande noch mit verworfen sind. Die Gebirgsbildung war also im Innerstengebiete abgeschlossen, als das Diluvium, die Eiszeit, einsetzte.

Auf das warm-gemäßigte Klima der Pliozänzeit folgte nun ein kälteres, regen- und schneereiches, und großartige Vergletscherung. In langdauernden Perioden schob sich das Eis von Schweden-Norwegen aus über Norddeutschland vor und zog sich wieder zurück. „Die Dauer der diluvialen Eiszeit wird insgesamt auf 600 000 bis eine Million Jahre geschätzt. Man rechnet, „daß seit der Freilegung Dänemarks etwa 14 000 Jahre verstrichen sind“ (Herrers Konv.-Ver.). Für Norddeutschland hat man drei Eiszeiten mit zwei Zwischeneiszeiten unterscheiden können. In der dritten Eiszeit erreichte das Eis unser Gebiet nicht mehr, in der ersten schob es sich am weitesten nach Süden vor. Bis über den Harz hinaus und nach Thüringen hinein dehnte es sich aus und ließ seine Spuren in nordischem Material zurück. (Bei Harriehausen am Westharz z. B. lagert ein Granitblock von 3 Meter Länge und 2 Meter Breite in 200 Meter Höhe.) Um von Mittelschweden bis in unsere Gegend abfließen zu können, muß das Eis über Schweden eine Dicke von 1700 Meter erreicht haben. Ob es zur Ausbildung eines Harzglätschers gekommen ist, läßt sich nicht nachweisen.

1. Zur Zeit, als das Eis herannahte, lag der Meerespiegel 300 Meter tiefer, die Flüsse hatten tiefe Erosionsfurchen im norddeutschen Flachlande ausgegraben. Die rückwärts schreitende Erosion hatte auch die Wasserläufe des heutigen Innerstengebietes vertieft, darin begünstigt durch tektonische Störungen, deren für die Talgeschichte des Innerstengebietes wichtigste in einer Nord-Süd-Zone entlang der Nette und ihrer südlichen und nördlichen Fortsetzung liegen.

Hier schneidet die Nettetalsföhrung das Buntsandsteingewölbe des Rhüdenener Sattels gegen Osten hin ab. Um den Betrag von 400—500 Meter erscheint der Ostflügel an ihr emporgehoben. Senkrecht zu der Nettetalsverwerfung, aber noch im Bereich der großen nordsüdlichen Störungszone, findet sich in der Gegend von Bornhausen ein $1\frac{1}{2}$ Kilometer breiter Tertiärgraben. Gegen Norden klingt die große Nettetalsföhrung aus, aber gerade in ihrer Fortsetzung tritt im Muschelfalkzug an der Südgrenze des Ambergaaes bei Bornum eine Änderung im Streichen der Gesteine ein. Auf der Nordseite der Keupermulde des Ambergaaes findet sich wiederum in genau nördlicher

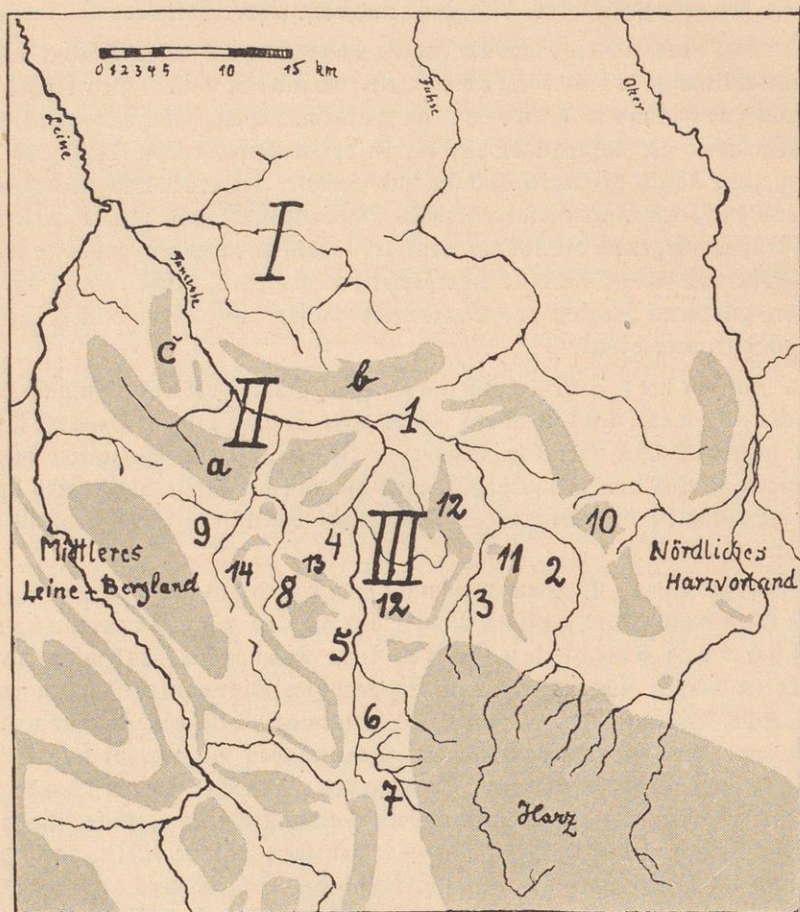
Lage die sehr stark gestörte Zone am Ostrande des Sattels von Salzdetfurth und schließlich noch weiter im Norden, bereits jenseits des heutigen Innerstetales, die Region des Grasdorfer Passes zwischen den stark gestörten Sattelschlüssen des Salzgitterschen und des Salzdetfurth Sattels.

Die geschilderte Störungszone hat den Anlaß zur Entwicklung eines größeren Süd-Nord gerichteten voreiszeitlichen Flusses gegeben. Sein Vorhandensein wird vor allem durch die Lagerungsweise der in der nächstfolgenden Phase der Talbildung zum Absatz gelangten Sande und Schotter der ersten Eiszeit bewiesen. Während diese im Innerstetal oberhalb Baddeckenstedt und ebenso unterhalb von Astenbeck nirgends bis an die heutige Talaue herabgehen, sondern erst in einer Höhe von 40—50 Meter über derselben einsetzen, reichen sie in der dazwischen gelegenen Region des Grasdorfer Passes bis an die heutige Talaue und noch darunter hinab.

2. Zu jener Zeit bestand das Innerstetal noch aus verschiedenen Talstücken. Eine erste Barre bei Baddeckenstedt begrenzte das über die Pässe von Liebenburg und Salzgitter hinaus entwässerte Becken von Ringelheim gegen die von der Netze nordwärts durchströmte Paßregion von Grasdorf. Noch heute besteht bei Baddeckenstedt eine Talenge.

Eine zweite Barre trennte auf der anderen Seite bei Astenbeck-Deerneburg die Urnette von dem unteren Laufstück der heutigen Innerste. Präglaziale Flußablagerungen der Urnette finden sich im tertiären Graben von Bornhausen-Rhüden (miozäne Sande, Braunkohlen, pliozäne Tone, vorglaziale Flußablagerungen, bestehend aus Buntsandsteinschotter und Schuttmassen mit vereinzelt kleinen Geröllchen von Kiefelschiefer und Grauwacke). Darüber lagern Sande und Schotter der ersten Eiszeit. Buntsandsteinschuttmassen und Gerölle finden sich auch bei Rhüden, 10—15 Meter über der heutigen Talaue südlich des Burgkamp und 30 Meter über der Talaue südlich des Schlorbaches. In der Paßregion von Grasdorf liegt unter dem Kronsberg (Bohrloch II) sandiger Ton mit Kies bis in einer Tiefe von 107,20 Meter, darunter folgen 19,80 Meter Kalkstein mit Ton und Gips und dann noch einmal 17 Meter Sand mit Geröllen, deren tiefere Lagen als präglaziale Flußablagerungen aufgefaßt werden können, weil nordische Gerölle darin fehlen.

Ein anderes tertiäres Einbruchsbecken von Oldenrode-Düderode westlich des Harzes hatte zur Folge, daß in jener Zeit die Wasser der oberen Netze bis etwa südlich Vilderlahe mit ihren Nebenbächen, zusammen mit den Gewässern der Schildau, die über das Gebiet von Seesen hinweg ebenfalls in ihrem Unterlaufe westlich gerichtet war, mit der oberen Netze vereint in dieses



Die morphologischen Landschaften des Innerstegebietes. 1 : 600 000.

I. Norddeutsche Tiefebene. — II. Unteres Innerstebergland. a) Hildesheimer Wald. b) Galgenberg-Borholz. c) Giesener Berge. — III. Oberes Innerstebergland. 1. Region des Grasdorfer Passes. 2. Becken von Ringelheim. 3. Becken von Lutter. 4. Ambergau. 5. Becken von Rhüden. 6. Becken von Engelage. 7. Westliches Harzvorland. 8. Lammetal. 9. Riehe- und Almetal. 10. Salzgitterer Höhenzug. 11. Umrahmung des Beckens von Lutter. 12. Zug des Hainbergs. 13. Harplage. 14. Heber.

Einbruch Becken und später wieder in das Becken von Gandersheim abfloßen. Dies ergibt sich aus dem Material der dort vorhandenen Schotter- und Geröllmassen, wie aus der Höhenlage, in der sie gefunden werden. Wohl noch vor der ersten Eiszeit erfolgte für einige Zeit der Anschluß des obersten Nettestückes an den Lauf der Urnette, wurde aber während der ersten Eiszeit wieder unterbrochen, und erst in der ersten Interglazialzeit wurde der einheitliche Nettelaufl neuerdings und diesmal endgültig geschaffen.

Zur gleichen Zeit, da die Nette als Hauptfluß unseres Gebietes in tiefer und breiter Talung nordwärts durch die Paßregion von Grasdorf in das Gebiet der Flothe-Fuhleniederung ging, schied eine Felsbarre bei Derneburg-Altenbeck die Nette von dem untersten Talstück der heutigen Innerste. Ein kleines Gewässer hat damals dieses Talstück des heutigen Hauptflusses in langsamer Arbeit ausgeschürft, indem es sich von der tief gelegenen norddeutschen Tiefebene aus allmählich zurückschnitt und dabei vor allem die weicheren Schichten zwischen dem Muschelkalk und dem Oberen Jura ausräumte. Die Basis der ersteiszeitlichen Ablagerungen zeigt, daß die so geschaffene Talung ein größeres Gefälle besessen haben muß, als die heutige Innerste in diesem Laufstück. In der Gegend von Heersum ist die Basis der altglazialen Schotter 70 Meter über der Talaue, bei Hasede 60 Meter, an den Vorkommen bei Söhre und Marienrode 40—50 Meter, bei Neuhoß nur mehr 35 Meter über der Talaue. Draußen im Vorland aber, am Freienberg bei Sarstedt, liegt sie sogar 35 Meter unter der heutigen Talaue. Die hierdurch bestimmten Gefällsverhältnisse entsprechen einem jugendlichen, sich eben erst ausbildenden Fluß. Dieser hat wahrscheinlich aber auch nicht an der heutigen Stelle bei Hildesheim seinen Ausgang in das Flachland genommen. Er ging weiter westlich in der schmalen Senke, die zwischen dem Steinberg im Osten und Klingenberg im Westen von Söhre über Diekholzen, Marienrode und Neuhoß nach Norden führt. Sie zeigt noch heute die Reste der altglazialen Schotter dieser Zeit an vielen Stellen. Auch der weiter westlich gelegene Paß von Marienrode zwischen Klingenberg-Lerchenberg und Hildesheimer Wald hat schon vor der Eiszeit bestanden und in der ersten Eiszeit den Gewässern zeitweise den Durchgang nach Nordwesten gestattet. Gewiß hat der jungtertiäre Einbruch des Oligozäns von Diekholzen und die dadurch entstandene orographische Senke die alte Flußrichtung mit verursacht.

Wohl an derselben Stelle wie heute hat die Innerste schon vor der ersten Eiszeit in der Lamm mit Alme und Niehe über das Durchbruchstal von Salzdetfurth einen größeren Zufluß von links erhalten.

3. Die obere Innerste und Meile haben vor der Eiszeit den Ausweg aus dem Ringelheimer Becken nicht wie heute über Baddeckenstedt, sondern über die breiten Pässe von Liebenburg und Salzgitter genommen. Dieses beweisen die morphologischen Verhältnisse. Ältere Talbodenreste, die in letzteren trefflich erhalten sind, fehlen in der Enge von Baddeckenstedt, deren Hänge beiderseits des Tales steil und ungegliedert aufsteigen.

Die Meile hat in der Enge, durch die sie aus dem Becken von Lutter a. V. in das von Ringelheim kommt, oben alte Talbodenreste erhalten, obwohl der kleine Fluß nicht nur die gleichharten Kreidefalte durchbrechen muß, wie sie bei Baddeckenstedt anstehen, sondern überdies die Schichten des Buntsandsteins und des Muschelkalkes. Trotz der Widerstandsfähigkeit der Gesteine war der Durchbruch schon vor der ersten Eiszeit so breit ausgebildet, daß sich auf den hochgelegenen breiten Gefsimen die später abgelagerten Schotter der ersten Eiszeit in guten Resten erhalten konnten.

In einer nachweisbar ältesten Phase der Talentwicklung floß die Innerste aus dem Harze kommend in nordnordöstlicher Richtung durch das Ringelheimer Becken bis in die Gegend von Heissum. Hier bog sie nicht wie heute gegen Nordwesten um, sondern ging unter Beibehaltung ihrer Richtung über den zum Paß von Liebenburg erniedrigten Kamm des Salzgitterschen Höhenzuges in die östlich davon gelegene Niederung und mündete ziemlich weit im Norden in die Urnette. Die Höhe des Liebenburger Passes, eine weite Ebenheit, ebenso die Felsenterrasse, auf der das Schloß Liebenburg steht, sind die morphologischen Reste dieses präglazialen Talbodens.

Zur selben Zeit floß die Meile bereits durch das auch heute noch von ihr benutzte Durchbruchstal bei Neuwallmoden, empfing dann im Bereich des Ringelheimer Beckens kleinere Bäche von links und von rechts, wo eine niedere Wasserscheide gegen die oberste Innerste quer über das heutige Innerstetal zwischen Dthfresen und Ringelheim bestanden haben muß, und nahm ihren Weg in das Vorland über den Paß von Salzgitter. Hier ist der entsprechende Talboden in einer mit präglazialen Schottern besetzten Felsenterrasse, 180—190 Meter hoch, südlich Salzgitter erhalten. Außerhalb des Salzgitterschen Höhenzuges mündete der Fluß in die von Liebenburg herkommende Innerste und floß mit ihr gemeinsam zur Urnette.

Während der Liebenburger Paß nur die Reste eines einzigen präglazialen Talbodens aufweist, kann man an dem von Salzgitter noch eine tiefere präglaziale Stufe feststellen. Die Höhe des Windmühlenberges auf der rechten und ihr entsprechende Terrassenreste bei Kniestedt und unmittelbar nördlich

der heutigen Paßhöhe auf der linken Seite gehören ihr an. Daraus kann geschlossen werden, daß der Liebenburger Paß früher von dem durchgehenden Fluß verlassen gewesen sein muß als der von Salzgitter, der noch eine weitere, jüngere präglaziale Phase der Talbildung aufweist. Die jedenfalls nur unbedeutende Wasserscheide zwischen oberster Innerste und Neile wurde schon in vorglazialer Zeit durchbrochen. Nunmehr vereinigte sich die Innerste mit der Neile bereits innerhalb des Ringelheimer Beckens. In dieser zweitältesten Phase der Talentwicklung nahmen beide Flüsse gemeinsam ihren Ausgang durch den Paß von Salzgitter und vereinigten sich dann weiter im Norden wiederum mit der Urnetze.

4. Die Eiszeit brachte gewaltige Veränderungen. Das aus Norden heranrückende Eis trug nordisches Material heran, nahm aber auf seinem Wege auch Material des von ihm überschrittenen Untergrundes auf. Wenn es über die verschiedenen aus harten Gesteinen bestehenden Höhen hinweg schritt, hat es dieselben abgehobelt und gerundet, die bestehenden Härteunterschiede noch verstärkt. So geht das flachkopfige Profil so vieler Vergzüge unseres Gebietes wahrscheinlich auf die Wirkung des Gletschereises zurück. Denn auch die höchsten Erhebungen des Berg- und Hügellandes sind wohl mindestens von dem Eis der ersten Eiszeit überschritten, überall finden sich als Grundmoränenreste, oft sehr große erratische Blöcke. Auch durch Gletscher verursachte Stauchungen von Schottern sind nachgewiesen, so bei Graste, Holle, Elber, am besten außerhalb unseres Gebietes im Fuhsetal südlich von Ilsede.

Der vor dem Rande des abschmelzenden Eises abgelagerte Geschiebelehm setzt sich deshalb zusammen aus nordischem Material, Bestandteilen mesozoischen Alters, enthält aber auch Harzgerölle, die zuvor von den Flüssen ins Tiefland im Norden verfrachtet waren. Wir können in unserem Gebiete nur Geschiebelehm zweier Eiszeiten nachweisen. Das Eis der dritten Eiszeit hat unser Gebiet nicht mehr erreicht. Der Geschiebelehm der zweiten Eiszeit ist besser und in viel häufigeren Vorkommen erhalten, als derjenige der ersten, welcher viel länger der Zerstörung ausgesetzt war und über den, wenigstens in dem größeren nördlichen Teile unseres Gebietes, das Eis der zweiten Eiszeit noch hinweg schritt. Die Verbindungslinie der südlichsten Vorkommen von Geschiebelehm der ersten Eiszeit erstreckt sich von Graste über Großrhüden, Ringelheim bis südlich Immenrode. Das Eis der zweiten Eiszeit hatte auch während seines Maximalstadiums nicht mehr die Mächtigkeit, um die Vergzüge unseres Gebietes hemmungslos zu überschreiten.

Über den Schottern lagert dann noch der Löß, ein sandiger Lehm, den man als ein vom Winde in Staubform verfrachtetes Gebilde anspricht. Er findet sich in unserem Gebiete überall mit Ausnahme des Harzes, der jugendlichen Talauen und der steilen, starker Abtragung unterliegenden Schichtrippen. Er überschreitet selten zwei Meter Mächtigkeit, nur gelegentlich erreicht er mehr, so bei der Bergmühle 4—6 Meter, westlich Detsfurth 10 Meter. Im Innersteggebiet findet sich mindestens ein älterer und ein jüngerer Löß; sie gehören der zweiten und dritten Eiszeit an.

5. Deutlich lassen sich die mächtigen Schotterablagerungen der Eiszeit in unserem Gebiete in zwei, nach heutigem Vorkommen, Entstehungsart, Herkunft und Alter verschiedenen, Artengliedern. Eine Gruppe tieferer Vorkommen reicht entlang der Innerste im allgemeinen bis zu einer Höhe von 20—30—40 Meter über die heutige Talaue empor. Mühe- los lassen sich die einzelnen Vorkommen zu Terrassenkörpern zusammenschließen, die ihre Ablagerungen den Flüssen unseres Gebietes verdanken müssen, wenn diese auch noch nicht überall die Laufrihtung hatten, die sie heute nehmen. Sie lassen sich in das Vorland vor der Kette Galgenberg—Vorholz verfolgen, wo sie sich mit den glazialen Ablagerungen der zweiten Eiszeit verknüpfen, so daß ihr mittelglaziales Alter feststeht.

Ganz anders die andere Gruppe der diluvialen Schotterablagerungen. Im Innerstetal oberhalb Baddeckenstedt, sowie unterhalb von Derneburg—Astenbeck, an der Meile und im Lammetal unterhalb Salzdetfurth folgt über den nach oben klar abgegrenzten Schottern der tieferen Gruppe erst ein Felssockel. Über diesem stellen sich dann wiederum Terrassenschotter ein. Nicht nur die Lage, auch der petrographische Bestand und besonders auffälligerweise vielfach auch die Einfallsrhtung unterscheiden diese höheren Schotter von denen der tieferen Gruppe. Die zahlreichen Vorkommen gestatten es, die höheren Schotter eindeutig über unser Gebiet zu verfolgen. Dabei ergibt sich, daß sie in dem genannten Gebiete erst über einem im allgemeinen 30—50 Meter über der Talaue gelegenen Felssockel einsetzen. In der Pasregion von Grasdorf dagegen, im ganzen Nettetal, im oberen Lammetal, an der Alme und Riehe, außerhalb der Wasserscheide im östlichen Teil des Gandersheimer Beckens sind die höheren Schotter und Sande zwar auch in vielen Vorkommen hoch über der heutigen Talaue und hoch über den — wenigstens im unteren Nettetal und in der Grasdorfer Pasregion vertretenen — Schottern der tieferen Gruppe erhalten. Sie ziehen sich aber von hier an geschlossen und in primärer Lagerstätte den Hang hinab, tauchen unter die Schotter der tieferen Gruppe unter, von diesen dann freilich wenigstens durch eine Diskordanzfläche, ja an einer Stelle sogar durch eine interglaziale Bildung, getrennt. Sie reichen so in diesen Teilen unseres Gebietes bis nah an die Talaue der

heutigen Flußläufe, bis an dieselbe und bis unter dieselbe hinab und bezeugen damit, wie tief hier vor ihrer Ablagerung die Talerosion der vorglazialen Zeit bereits vorgeschritten war. Schon aus den angegebenen Beobachtungen läßt sich der Schluß ziehen, daß die „höheren“ Schotter und Sande älter sind als die tieferen, die der zweiten Eiszeit zugerechnet werden müssen.

Im Ringelheimer Becken stellen sich die höheren Schotter 40 Meter über der Talaue über einem Sockel aus Anstehendem ein und lassen sich bis über 50 Meter über der Talaue nachweisen. Ihre ursprüngliche Mächtigkeit muß aber größer gewesen sein. Gelegentlich, so westlich und südlich Steinlah, bilden sie regelrechte Schotterberge. Sie unterscheiden sich von den tiefer gelegenen Schottern der zweiten Eiszeit deutlich in petrographischer Beziehung. Während die Schotter der zweiten Eiszeit im Bereich des Ringelheimer Beckens sich in der Hauptsache aus grobem Harzgeröll zusammensetzen, weisen die höheren Schotter dieses Abschnittes viel nordische Gerölle und viele einheimisch-mesozoischer Herkunft auf. Die beigemischten Harzgerölle bestehen mehr aus harten Kiefelschiefen, deren Kerngröße im allgemeinen geringer ist, als bei den tieferen Schottern. Regelrechte Schotterberge bilden diese höheren Schotter auch nördlich Dthfresen, westlich der Värenköpfe. Weiter im Süden reichen sie nordöstlich von Jerstedt auf den Höhen des Nordhees und Südhees bis über 50 Meter über die Talaue.

Auf der Wasserscheide gegen das Ofergebiet östlich Hahndorf sind sie prächtig aufgeschlossen. 45 Meter über der Talaue lagern sie auf anstehendem Mesozoikum und ragen von da bis auf die Höhe des Försterberges 110 Meter über der Talaue empor. Über einer mächtigen Folge von Sanden, in die einzelne Lehmblätter eingeschaltet sind, folgen gröbere Schotter. Deutlich zeigen beide Ablagerungen ein 5—10 Grad starkes Einfallen nach Westen. An der Zusammensetzung sind nordische, einheimisch-mesozoische und Harzgerölle beteiligt.

Unmittelbar am Harzrande bauen die Schotter der ersten Eiszeit den Zillyberg auf und den Haar. Im Becken von Lutter treten sie an der Ostseite in vielen Vorkommen auf; besonders nordöstlich und südöstlich von Lutter a. B. sind sie gut entwickelt. An der Meile bei Neuwallmoden liegen sie 25 Meter über der Talaue der Meile (50 Meter über der entsprechenden Talaue der Innerste). Aus diesem Vorkommen muß geschlossen werden, daß in jener Zeit das ganze Ringelheimer Becken, vom Försterberge her, in dieser Höhe mit Sanden und Schottern bedeckt gewesen sein muß, zumal die Gerölle von Lutter sich am Hange bis über die Wasserscheide des Ringelheimer Beckens hinaufziehen, von wo sie gekommen sein müssen. Das Einfallen der Schichten 20 Grad nach Nordwesten entspricht dem Einfallen der Schotter am Försterberge.

Gleichartige und gleichaltrige Geröllschichten finden sich im oberen Nette-tale mit südwestlichem Einfallen, z. B. bei der Schlackenmühle bis über den Paß von Ildershausen hinaus. Auch im Tal von Gandersheim sind sie in vielen großen Aufschlüssen sehr gut zu beobachten. In der großen Nord-Süd-Furche des Nette-tales wurden die Gewässer, welche diese Schotter brachten, durch die Geländegestaltung in südliche Richtung abgelenkt, und so zeigen hier die Schotter südliches Einfallen, z. B. östlich Kleinrhüden, südwestlich Henneckenrode, westlich des Bahnhofs Wohlfsenberg und östlich der von Holle nördlich führenden Chaussee.

Da die Gewässer der ersten Eiszeit imstande waren, Paßhöhen bis 250 Meter Höhe im Süden unseres Gebietes zu überschreiten, sind sie sicher auch über die damals für die Innerste noch bestehende Barre von Astenbeck-Derneburg hinweggeschritten, und wir finden ihre Ablagerungen an zahlreichen Beobachtungspunkten. Die Schotter haben mindestens so hoch gelegen, daß sie den hoch gelegenen Paß von Marienrode und Sorsum überschreiten konnten.

Die zwischen Nette- und Lammetal gelegenen Pässe weisen überall die hochgelegenen Schotter auf, die auch durch die Beimengung von Harzgeröllen, die keiner der heutigen Flüsse des Gebietes des Lammetales bringen konnte, als aus dem Osten kommend aufgewiesen werden. Wiederum zeigt dieses auch ihr westliches Einfallen, wie noch am Passe von Peze. Ihr südliches Einfallen bei Graste war wieder bedingt durch die Ablenkung der Gewässer durch die Höhen des Sackwaldes. Gleichartig zusammengesetzte Schotter lassen sich weithin bis in das Wesergebiet verfolgen. Die Feststellung von Elbe-geröllen bei Harzburg, Koppenbrügge, Springe, nördlich des Wiehengebirges und selbst auf holländischem Boden, gibt Aufschluß über die Größe der Wassermassen und die allgemeine Abflußrichtung. Es hat offenbar der Gletscher längere Zeit nicht weit nördlich unseres Gebietes gestanden, und die Wasser der südlichen Flüsse sind zusammen mit den Schmelzwässern des Eises zwischen Eiswand und Bergland in mächtigem Strome westwärts abgeflossen und haben dabei ihre Schotter in die zwischen den Bergen liegenden Becken und Täler geschüttet.

6. Nach dem Rückzuge des Eises konnten die Flüsse wieder ihre frühere Laufrichtung nehmen, konnte die Erosion erneut einsetzen. Sie hat die aufgehäuften Schotter teilweise oder auch gänzlich ausgeräumt. Nur dort, wo der Flußlauf nicht ganz den alten Weg nahm, sondern seitlich der Schotter in dem vorglazialen Boden sein neues Bett ausgewaschen hat, finden sich die Reste der Eiszeitschotter erhalten, zumal in den Tälern, wo die nun geringere Wassermasse auch bei geringerem

Gefälle, weniger wirksam war, z. B. im Neile- und Riehetal. In allen Teilen unseres Gebietes ragen die Talböden aus dem Ausgange der ersten Eiszeit ziemlich hoch, im allgemeinen 40—50 Meter, über die heutige Talaue.

Im Gebiete des Ringelheimer Beckens hat sich die Innerste in dieser Zeit in den Schotterne einen neuen Flußlauf ausgewaschen, nun aber nicht mehr über Salzgitter, sondern über den Paß von Baddeckenstedt, wie der Verlauf der Oberterrasse ausweist. Diese läßt sich aber unterhalb Astenbeck-Derneburg in keinen Spuren nachweisen, eine durchgehende Verbindung der Innerste kann also hier noch nicht bestanden haben. Der Oberlauf der Netze etwa von Bilderlahe an und die Schildau entwässerten noch in westlicher Richtung über den Paß von Ildehausen. In den oberen Harztälern finden sich keine Reste von altglazialen Schottern.

Die Erosion der Zwischeneiszeit hat von zwei Punkten her eingesetzt, von Hildesheim und von Grasdorf, und erreichte im allgemeinen die Tiefe der heutigen Talaue. Bedeutende Gesteinsmassen müssen ausgeräumt sein. Sie sind über Hildesheim und Grasdorf nach Norden verfrachtet und zum Teil vor dem Verglande abgesetzt. Während die Innerste ihre Schotterkegel am Harzrande durchschnitten hat, hat die Gose ihren Weg nicht über, sondern südlich ihres Schotterkegels am Harzrande entlang zur Oker genommen. Auch die Neile hat oberhalb Neuwallmoden nicht mehr ganz ihren alten Lauf wieder aufgenommen.

7. Als sich bei erneutem Vorrücken des Eises in der Zweiten Eiszeit die Gewässer vor dem Eise stauten, häuften sich im Paß von Grasdorf und im Flothetal Gerölle und Schotter — das Vorkommen mittelglazialer Schotter nördlich Grasdorf ist erwiesen —, hob sich auch der Wasserstand der vereinigten Innerste und Netze mehr und mehr, und es gelang ihnen schließlich der Übergang über die Barre bei Derneburg-Astenbeck, es entstand der heutige Lauf der Innerste. Die zweite Eiszeit brachte auch den Anschluß des obersten Nettetales, und so hatte sich das heutige Bild des Innerstelaufes mit ihren Nebenflüssen endgültig herausgebildet. Besondere Bildungen der zweiten Eiszeit sind die urstromartige Niederung am Nisthange des Salzgitterschen Höhenzuges und das Urstromtal nördlich des Berg- und Hügellandes. Das Eis erreichte in der zweiten Eiszeit nicht mehr die frühere Höhe und machte in einiger Entfernung vor dem Verglande Halt. Neue Schotter wurden im Verglande nicht mehr abgelagert, nur einheimische und solche der ersten Eiszeit werden zu Tal geführt. Während im unteren Innerstelauf Buntsandstein-Muschelkalk-Plänerschotter und Keupergerölle vorwiegen, beginnen in der Gegend von Baddeckenstedt aufwärts Harzgesteine

vorzuherrschen: Kiesel-schiefer, Grauwacke, devonische Kalk und Schiefer. Gegen den Harz werden die Gerölle immer größer. Sind sie zwischen Hildesheim und Baddeckenstedt etwa hühnereigroß bis faustgroß, so werden sie oberhalb Baddeckenstedt häufig länglich und erreichen oft 10—20 Zentimeter Länge. Die Netze führt eine bestimmte Art sehr grobkörniger Grauwacke des Schildautals.

8. Im Unterlauf in der Ebene nördlich des Berglandes erhält die Innerste ihren einzigen bedeutenderen Nebenfluß der rechten Seite im Bruchgraben. In diesem Laufstück hatte sich die Innerste infolge des stärkeren Gefälles schon vor der Eiszeit ein tiefes Bett ausgenagt. Eine Bohrung am Freienberge bei Sarstedt hat Schotter und Sande bis 43 Meter Tiefe festgestellt. Die tieferen Schotterlagen haben südöstlich des Dehneberges östlich Sarstedt Hühner- bis Kindskopfgröße, bestehen fast durchaus aus mesozoischen Gesteinen. Sie ziehen sich auch über den Rüsterberg und finden sich am Moorberg noch 2 Meter mächtig bis 110 Meter hinaufreichend. Sie fallen mit 20—30 Grad nach Süden ein. Es sind Schotter der ersten Eiszeit. Schmelzwasser der ersten Eiszeit haben bei einem Stillstand des Eises als ziemlich mächtiger Fluß ihren Weg durch den aufgebrochenen Salzhorst von Sarstedt-Sehnde genommen und das Gestein, das die Flügel dieses Salzhorstes bildete: Buntsandstein, Muschelkalk, Pläner (obere Kreide), das in überragender Weise an der Zusammensetzung der Schotter beteiligt ist, in die Furche des Innerste-Leinetales geschüttet und eine geschlossene Decke über dieses Gebiet ausgebreitet. In der folgenden Zwischeneiszeit haben sich Innerste und Leine durch diese Schotter einen neuen Weg gebahnt, sie teilweise abgetragen, aber auch ihre Schotter darüber abgelagert.

In dem oberen Gebiet vor dem Berglande, dessen Untergrund Gesteine der unteren Kreide bilden, lassen sich Ablagerungen der ersten Eiszeit nicht nachweisen. Es bildete ein Urstromtal, in dem die löslichen und leicht beweglichen Bestandteile der Ablagerungen aus der Eiszeit abgetragen sind. Nur erratische Granitblöcke, heute als Prellsteine in den Dörfern benützt, lassen auf ihr einstiges Vorhandensein schließen.

In der zweiten Eiszeit ist das Eis nicht mehr bis in das Bergland vorgedrungen. Es hat nördlich und nordöstlich des Innerstegbietes Halt gemacht und längere Zeit gestanden. Sande und Kiese wurden aus bewegtem Wasser im Vorlande abgesetzt. In der Mächtigkeit von 4—6—8 Meter sind sie erhalten. Wir finden sie links der Leine bei Ruthe, zwischen Leine und Innerste östlich von Giften, in der Ebene von Emmerke, zwischen dem Gute Ohrbergen, dem Bruchgraben und Hildesheim, nördlich Kleingiesen, bei Steuerwald und Drispfenstedt. Ihre ursprüngliche Höhe war so bedeutend, daß die Innerstesotter über den Paß

von Himmelsstür in das Gebiet von Emmerke getragen werden konnten.

9. Eine eigentümliche Bildung breitet sich von Norden her aus. Bei Clauen zeigt die Schottergrube westlich des Ortes eine 6 Meter mächtige Folge von im allgemeinen nicht über taubeneigroßen Kiesen mit einzelnen Sandbändern. Von allen Bildungen des Innerstegebietes weisen diese Kiese die meisten nordischen Gerölle auf. Die nordischen Feuersteine, Granite, Gneise, Porphyre überwiegen durchaus. Einheimisch-mesozoisches Material, das vom nördlichen Untergrund stammen kann, findet sich ebenfalls, aber keinerlei Gerölle von Harzgesteinen. Die eingeschalteten Sande zeigen eine gewisse Verfestigung. Charakteristisch für die ganze Bildung ist die starke Eisenschüffigkeit anzeigende rötliche Färbung, die in allen gleichartigen Ablagerungen des Innerstegebietes vorkommt. Die Schichten weisen ein sanftes Einfallen gegen Süden auf. Sehr große nordische Blöcke über dieser Bildung verraten, daß eine Grundmoräne vorhanden gewesen sein muß. Dieselben Ablagerungen zeigen sich mitten im Orte Clauen und ostnordöstlich davon am Wege nach Hohenhameln. Südlich finden sich gleichartige rötliche, verfestigte, südfallende Schichten derselben Bestandteile am Höhenrücken des Borsumer Holzes östlich von Asel, hier unter der Grundmoräne. Die Kiese haben aber geringere Kerngröße. Noch weiter im Süden fehlen Kiese vollständig, nur Sande mit gleichen Eigenschaften sind vorhanden. So auch bei Schellerten. Es sind Abfälle von Schmelzwässern des Eises. Dafür sprechen die Überlagerung mit Grundmoräne, das Vorwalten nordischen Materials und das Südfallen der Schichten bei Clauen und Asel, ihre horizontale Lagerung noch weiter im Süden, wo sie auskeilen. Diese Schotter und Sande können als Sandr (isländisch: Sandur), Ablagerungen am Fuße eines Gletschers, aufgefaßt werden, vor dem sie sich während des Stillstandes des Eises zur Zeit seines Vorrückens absetzten. Als zugehörige Endmoräne wird die Moräne angesprochen, die sich von Rehburg am Steinhuder Meer nach Osten und Westen bogenförmig hinzieht.

10. Die Ablagerungen der dritten Eiszeit bestehen aus Material, das die Innerste abgesetzt hat. Das Eis erreichte in dieser Zeit unser Gebiet nicht mehr. Es sind lehmige Sande, die, von Löss überlagert, im Unterlauf der Innerste als 4—5 Meter hohe Terrasse auftreten, die aber flussaufwärts absinkt und schon vor Großförste von lehmartigen Flußabsätzen der Nacheiszeit überdeckt wird. Im Berg- und Hügellande liegen die Ablagerungen der dritten Eiszeit durchaus unter den Lehmen und Schottern der Talauen. An verschiedenen Stellen, so bei Heinde und Hohenrode, sind im heutigen Innerstebett unter dem Auelehm Schotter zu sehen, die kaum in der Gegenwart abgelagert sein dürften und bei denen es sich um Ablagerungen der letzten Eiszeit handeln könnte, weil ihnen, z. B. bei Heinde, Löss aufgelagert ist.

11. Im Harze finden sich im Bett der Innerste und ihrer Nebenflüsse Schotter in größerer Menge nur am Ausgange der Täler. Ihr petrographischer Bestand wird einförmiger, es ist darum auch schwieriger, die Zeit ihrer Ablagerung zu bestimmen. Nur die in dem widerstandsfähigeren Gestein des Paläozoikums zahlreichen Reste von Erosionsterrassen lassen eine annähernde Deutung zu. Vier alte Talbodenreste finden sich im Tal der Innerste. Die beiden oberen sind präglazial. Nur im Bereich der beiden untersten Talböden finden sich Schottervorkommen. Die mächtigen Schotter im untersten Harztal entsprechen den mittelglazialen Schottern des Harzvorlandes: viel paläozoisches, auch mesozoisches und nordisches Material in 20 bis 25 Meter Höhe über der Talaue, wie im vorgelagerten Ringelheimer Becken. Das Vorkommen altglazialer Schotter gleicher Zusammensetzung in noch höherer Lage nördlich der Sattelhöhe des Sülteberges (zwischen Innerstetal und Wolfshagen) und im Hintergrunde des weiten Beckens von Wolfshagen läßt sich aus der Annahme erklären, daß der mächtige Stau, der im Vorlande die altglazialen Schotter hoch hinauf absetzte, auch in die Harztäler vorgedrungen ist. Er füllte auch den Unterlauf der Innerste im Harz, die in dieser Zeit noch über den Paß des Sülteberges in das Becken von Wolfshagen floß und zusammen mit der Eölle das Harzgebiet verließ, bis später vielleicht seitliche und rückschreitende Erosion das heutige Laufbett ausbildete.

Ein Gefälleknick im Flußbett der Innerste oberhalb des nördlichen Harzrandes weist neben anderen Erscheinungen auf eine letzte Emporwölbung des Nordharzes unmittelbar vor oder im Beginn der ersten Eiszeit hin.

Auffällig ist die scharfe Biegung, die das Innerstetal unterhalb Buntensbock macht, ehe sie in die Süd-Nord-Richtung einlenkt, ein Verhalten, wie es ähnlich auch die Netze im Bereich des Westharzes zeigt, die zuerst auf den niederen Sattel von Iddehausen zufließt, der die Wasserscheide gegen die Eterna trägt, sich dann aber unmittelbar davor im scharfen Knick nach Norden umwendet. Die flache Talmulde, in der die Innerste bei Buntensbock fließt, ist auf die sehr niederen Sättel gerichtet, die sich zwischen Schieferberg und Heiligenstock und zwischen Heiligenstock und Brandhai gegen die tief eingeschnittenen Täler hin öffnen, die bei Osterode am Südwestharz ausmünden. Nur etwa 30 Meter hoch liegen die beiden Sattelflächen über der heutigen Talaue. Da die Reste eines älteren präglazialen Talbodens, die unterhalb der Clausenthaler Silberhütte ein Gefälle nach Norden haben, oberhalb derselben ein Gefälle nach Süden auf die beiden Pässe zu aufweisen, darf man daraus schließen, daß das oberste Laufstück der Innerste zur Zeit, als die ältere präglaziale Terrasse ihr Talboden war, nach Südwesten hin abgesslossen ist. Zur Zeit der jüngeren präglazialen Terrasse aber war dieses Laufstück,

vielleicht infolge einer alten Aufrichtung des Südharzes, schon dem heutigen Flußsystem angeschlossen.

Das sind in großen Zügen die Veränderungen, die Innerste-Lauf und Gebiet im Laufe der Jahrtausende durchgemacht haben. Für eine ins einzelne gehende Begründung dieser Darstellung muß auf die Schrift von Professor Dr. Spreitzer verwiesen werden.

Die Farnpflanzen der Flora von Hildesheim.

(Autorreferat.)

Die Farnpflanzen oder Gefäßkryptogamen sind ein uraltes Geschlecht. Noch lebte auf der Erde kein Mensch, auch nicht der „Neandertaler“ oder der „Frühmensch von Peking“, noch gab es auf ihr keine Säugetiere und keine Vögel, keine Schmetterlinge und keine Bienen, keine Eichen und keine Buchenwälder; ja, nicht einmal die Massen waren gebildet, aus denen unsere heimatischen Berge der Jura- und Triasformation aufgebaut sind. Alle die Tausende und Millionen von Jahren, die das „Mittelalter“ der Erdgeschichte, das Mesozoicum, umfassen mag, übergehen wir; in das „Alttertum“, das Paläozoicum, in die geologische *Carbonzeit*, die Steinkohlenformation, müssen wir uns im Geiste versetzen: das ist die Zeit, wo die Gefäßkryptogamen in unermeßlichen und unheimlich stillen Sumpfwäldern unsere Erde belebten und beherrschten. Mächtige *Farnbäume*, *Schachtelhalme* von unglaublicher Stärke und Größe (die *Calamiten* oder *Calamarien*) und sie noch überragend, als die „tonangebenden Gewächse der damaligen Flora“, die Vertreter der *Värlappe*, die *Lepidophyten*, die gleichsam die übrige Flora in Schutz nehmen: diese drei Gruppen bildeten die mächtigen, dumphschwülen und feuchten Riesenwälder, stellenweise in ihnen auch das „Unterholz“, in denen an Sümpfen und Teichen seltsame Tiere, halb Kröte oder Frosch, halb Eidechse, umherkrochen.¹⁾

Wo blieben diese mächtigen Riesenwälder der Vorzeit? Sie sanken in die Tiefe; Meeresfluten wälzten sich über sie hinweg, bedeckten sie, begruben sie. Die *Kohlenflöze* in der Tiefe der Erde sind die Friedhöfe, die Leichenkammern, in denen die Riesenwälder der einstigen *Pteridophytenwelt* versteinert ruhen. Und der Kulturmensch hat diese Leichenkammern geöffnet, erkennt in diesen dunklen Massen die Macht, Größe und Herrlichkeit jener versunkenen Pflanzenwelt, erkennt in seltsamen Abdrücken die wunderbare Feinheit und Zartheit der einzelnen Gruppen und Arten. Und er holt in der Kohle aus den tiefen Friedhöfen das einst so stolze und mächtige Geschlecht der Gefäßkryptogamen hervor, auf daß es, nun sich opfernd, der Menschheit diene zum Aufstieg der Kultur. Ist die Kultur der Gegenwart mit ihren Werken der Technik und des Verkehrs, mit ihren Erfindungen und Entdeckungen denkbar ohne Kohle — ohne die Farnpflanzen der Vorzeit?

Und dieses einst so stolze und mächtige Geschlecht ist nicht völlig erloschen

¹⁾ Vgl. *Gothan, W.*, Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt, Leipzig, 1912. Ein ideales Bild eines Waldes der Carbonzeit, siehe in *Schmeil, D.*, Lehrbuch der Botanik, 42. Aufl., Leipzig 1920, Tafel 56 S. 308.

und verschwunden. Auch heute besteht es noch. Freilich gegenüber den Giganten der Urzeit sind die heutigen Vertreter, wenn wir von einigen in den Tropen heimischen Gruppen absehen, nur wie zwerghafte Gestalten, und gerade die Bärlapp-Gewächse, die einst die stärksten und stolzesten waren, erscheinen als die unansehnlichsten. Und doch wäre es verfehlt, die heutigen Gefäßkryptogamen etwa als degenerierte, „auf den Sterbeetat gesetzte Aristokraten“²⁾ ansehen zu wollen. Auch unsere heutigen Farnpflanzen stehen „vollkommen auf gleicher Höhe mit ihren stärker differenzierten Genossen“, den Blütenpflanzen; sind im Pflanzenreich „sozial gleichverpflichtete und gleichberechtigte Mitglieder der Volksgemeinde“, „gleichwertige parallele Bestandteile der Gesamtvegetation der Erde, uralte nach ihrem Stammbaum, jugendkräftig und völlig assimiliert in der Jetztwelt“.

„Von Haus aus sind die Farne tropische Waldbewohner, hygrophile Humus- und Schattengewächse eines frostfreien Klimas“. Infolge der mesotherm-hydrophytischen Veranlagung“ und der dadurch bedingten Zartheit ihres Baues und der strengen Auswahl der Standorte sind sie selten imstande, mit den Blütenpflanzen in Kampf zu treten und sie zurückzudrängen. Aber oft sind sie „erste Ansiedler“, „vorbereitende Pioniere der Vegetation“, „einhüllende und ausfüllende der Waldungen“. In manchen Tropengebieten bilden sie Hauptbestandteile der Vegetation; auch dem feuchtesten ozeanischen Klima sind sie gewachsen; wo Stürme und Niederschläge keine Blütenpflanzen mehr dulden, können noch einzelne Farnarten d i c h t e B e s t a n d e b i l d e n.

Die Zahl der verschiedenen Arten der Farne ist, wenn sie auch bei weitem nicht an die der Blütenpflanzen oder auch nur einiger Familien (z. B. der Orchideen mit etwa 20 000 Arten) heranreichen kann, doch recht ansehnlich; wird sie doch auf etwa 7500 allein für die echten Farne angegeben. Aber entsprechend den klimatischen Verhältnissen in Europa kommt nur eine geringe Zahl von ihnen auch auf unserem Kontinente vor. In Mitteleuropa zählen wir nach Hegi³⁾ nur 86 und in Altdeutschland nach Garcke⁴⁾ nur 67 typische Arten. Noch geringer ist naturgemäß die Zahl der in kleineren Florenbezirken vorkommenden Arten. Verhältnismäßig reich sind die Farnpflanzen in unserem Hildesheimer Florenbezirk, der sich zwischen Oker und Weser, vom Oberharz bis zur Tiefebene, erstreckt, mit 44 typischen Arten vertreten.

Der Darstellung dieser heimatischen Farnflora ist der unter dem Titel „Die Farnpflanzen der Flora von Hildesheim“ in den

²⁾ Christ, H., Die Geographie der Farne, Jena, (1910), 2—4; hieraus auch die folgenden Zitate.

³⁾ Hegi, G., Illustr. Flora von Mitteleuropa I (2. Auflage) S. 8.

⁴⁾ Garcke, A., Ill. Flora von Deutschland. 22. Auflage (1922).

„Mitteilungen aus dem Herm.-Noemer-Museum“, Nr. 44, erschienene „vierte Beitrag zur Floristik und Flora von Hildesheim“ gewidmet.⁵⁾

Der Inhalt dieser Abhandlung sei hier kurz skizziert. Nach kurzer Umschreibung des Florengebietes mit seinen sechs Teilbezirken wird in längerer Ausführung (S. 12—30) die „floristische Erschließung“ unserer Heimat behandelt, und zwar in vier Abschnitten: Harzgebiet, Hannover-Süntel-Gebiet, Hildesheimer und Leine-Weser-Gebiet. Das gesamte Schrifttum, das bislang über die Erforschung dieses Gebietes bezüglich der Gefäßpflanzen bekannt geworden ist, ist hier berücksichtigt und das Andenken einiger in den letzten Jahrzehnten verstorbener angesehener Botaniker, der Apotheker Georg Capelle-Springe, Erich Cruse-Eschershausen und Joseph Förster-Alfeld, durch ausführliche biographische Notizen geehrt. Das „Schriftenverzeichnis“ (S. 31—38) nennt die 77 für die Arbeit benutzten botanischen Werke. Der Hauptteil der Abhandlung beginnt (S. 37) mit einer kurzen Übersicht der Klassen und Familien der einheimischen Gefäßkryptogamen und bietet nach kurzer biologischer Einführung eine übersichtliche Tabelle zur Unterscheidung der drei Klassen mit den sieben bei uns vertretenen Familien.

Da erfahrungsgemäß das Bestimmen der einzelnen Arten dem Anfänger wegen der zahlreichen unvermeidlichen technischen Bezeichnungen in den Tabellen oft nicht geringe Schwierigkeiten macht und so manchen Freund der Natur abschreckt, sind (S. 40—43) all die in der Systematik üblichen und in den aufgestellten Tabellen gebrauchten Ausdrücke eingehend erläutert. Auch ist die Beschreibung der einzelnen Arten weit ausführlicher gehalten, als es in den kleineren Leitfäden möglich ist.

Das Studium unserer Farne ist besonders deshalb anziehend, aber freilich auch zugleich dadurch nicht erleichtert, daß die sog. Arten in vielen Fällen sehr veränderlich oder variabel sind und oft ganze Formenkreise umfassen, die sich in „Unterarten“, „Rassen“, „Varietäten“ usw. aufspalten lassen, wozu dann zuweilen noch sog. „lusus“-Spielarten und „formae monstrosae“ oder Mißbildungen kommen. Von unseren heimischen Floristen hatte diesen Formenreichtum der Farnarten bisher nur der als ausgezeichnete Farnkenner bekannte † Apotheker Capelle-Springe beachtet. In jahrelangen gemeinsamen Beobachtungen mit Dr. H. Kössig konnte auch gerade im Hildesheimer Teilbezirk eine reiche Fülle von Formen festgestellt werden, die in unserer Schrift im einzelnen beschrieben sind. Es sei hingewiesen z. B. auf die Formengruppen unserer zwei häufigen Farne, des Wurmfarns (*Dryopteris Filix mas*) und des Dornfarns (*Dryopteris spinulosa*) (S. 58—73).

Große Seltenheiten in der heimischen Farnwelt sind die *Vastarde*.

⁵⁾ Verlag Franz Borgmeyer-Hildesheim, 1938. 130 S. — Besprechung von † Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. Behrens in „Alt-Hildesheim“, Nr. 18, 1939.

Vier solcher Hybridenformen konnten auch für unser Gebiet nachgewiesen werden (S. 72—73, 86—87).

Die wesentliche Aufgabe der „Lokalfloren“, d. h. der für kleinere, genau umschriebene Bezirke bearbeiteten Werke und Abhandlungen ist der Nachweis des Vorkommens der betr. Pflanzen durch die Angabe der festgestellten *F u n d o r t e*. Dank dem in den Herbarien vorliegenden Material und der treuen Mitarbeit zahlreicher botanisch interessierter Freunde bietet unsere Abhandlung hier eine umfangreiche Zusammenstellung. Freilich ist zu bemerken, daß für einige Pflanzen, nämlich für den Wimperfarn (*Woodsia ilvensis*, S. 48), die ästige Mondraute (*Botrychium ramosum* S. 102), den Wiesenz- und den bunten Schachtelhalm (*Equisetum pratense* und *E. variegatum* S. 108 und 116) seit längeren Jahren keine Bestätigung vorliegt und ein Wiederauffinden an den alten Fundorten erwünscht wäre.

Auch heute noch sind floristische Entdeckungen bei uns möglich; das beweist z. B. das zuerst von Dr. Kössig beobachtete Vorkommen eines bei uns seltenen Farns, des Kalk- oder Storchschnabelfarns (*Phegopteris Robertiana*) auf und an der alten Pfarrgartenmauer in Egenstedt; noch mehr der kurz nach dem Erscheinen der Schrift bei Osterode-Lerbach im Harz entdeckte Gebirgsfarn (*Polystichum Lonchitis*), dessen Vorkommen im Südharz früher behauptet, dann auch wieder bestritten wurde. Aber auch bei vielen anderen, bei uns gar nicht seltenen Arten, besonders bei unseren beiden Mauernfarnen, nämlich der Mauerraute (*Asplenium Ruta-muraria*, S. 83) und dem braunen Streifenfarn (*Asplenium Trichomanes*, S. 80) wäre, wie Geheimrat Behrens in seiner Besprechung hervorhebt, „eine planmäßige Auffuchung und Bekanntgabe der Vorkommen eine dankenswerte und dankbare Aufgabe“. „Mit jeder Ausbesserung einer alten Mauer“, so fügt er an, „mit dem Abbruch und Ersatz durch eine neue wird die Zahl der Vorkommen geringer, und immer seltener wird allmählich das barmherzige Grün des Mauernfarns die Mängel des Mauerwerks verdecken. In der Ebene nördlich von Hildesheim, wo der Mauernfarn auch heute bereits selten ist, wäre es an der Zeit, die Vorkommen noch festzustellen, was um so leichter ist, als nur alte Kirchen-, Friedhofs- und Gutsmauern dafür in Betracht kommen.“ Behrens schließt daher mit dem Wunsche nach einer weiteren planmäßigen Erforschung unserer Farnflora.

Wird sich dieser Wunsch erfüllen? Wo sind heute dafür die verständnisvollen treuen Mitarbeiter?

Seeland.

Ehrenmitglieder

Se. Exzellenz, der Hochwürdigste Herr Bischof von Hildesheim,
Dr. Joseph Godehard Machens

Se. Eminenz, der Hochwürdigste Herr Kardinal Bertram,
Fürsterzbischof von Breslau

Der Vorstand des Vereins

Dechant Dr. Henkel, Erster Vorsitzender,
Borsum bei Hildesheim

Oberschulrat Dr. Hartmann, Stellvertr. Vorsitzender,
Hildesheim-M, Bergstraße 22.

Rektor Schiel, Schrift- und Kassenführer,
Hildesheim, Lucienvörderstraße 18 I.

Postcheckkonto: Hannover 75 458, Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

Jahresbeitrag der Mitglieder des Vereins: 3 RM. Preis für das Einzelheft 1,50 — 3,00 RM

Geschäftsstelle: Hildesheim, Lucienvörderstraße 18 I

ENTSAUERT
PAL 01/2019

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde im Bistum Hildesheim
Verantwortlich: Die Redaktions-Kommission: Dechant Dr. Henkel, Borsum bei Hildesheim.
Druck und Kommissionsverlag: Franz Borgmeyer, Buchhandlung, Hildesheim

